Urheberrecht©: Anton Schulz (Autor) 2024
Deutsche Ausgabe: 2024

Anton Schulz, identifiziert als der Autor des Werkes gemäß dem Urheberrechtsgesetz, Entwürfe und Patente.

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Publikation darf reproduziert, in einem Abrufsystem gespeichert oder in irgendeiner Form elektronisch, audiovisuell, gedruckt oder auf irgendeine andere Weise ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Herausgebers (Autor) übertragen werden, noch darf sie andersweitig verbreitet werden.

Ersteller: Anton Schulz
Titel: Verloren in der Zeit: Der Ursprung des Menschen
Trilogie "Verloren in der Zeit" von Anton Schulz
Verloren in der Zeit: Kreise der Zeit / Krieger des Hakenkreuzes
Verloren in der Zeit: Die Römische Bedrohung / Aufstieg des Dritten Reichs
Verloren in der Zeit: Der Ursprung des Menschen

Prolog

Eine Schar von katzenartigen Raubtieren hatte gerade eine grasende Herde angegriffen. Sie näherten sich unbemerkt. Das Fell der angreifenden Raubtiere verschmolz mit dem hohen Grasbewuchs und war fast unsichtbar. Ein etwa sechsjähriges Männchen leistete als Erstes Widerstand und neigte in einer schützenden Geste seinen Kopf mit den Hörnern zum Boden, zielt auf die angreifenden Raubtiere. Doch als sich einer der Angreifer näherte und dunkel brüllte, drehte sich das Männchen blitzschnell um und rannte davon. Tatsächlich floh die ganze Herde kopflos in alle Richtungen. Vor allem weg von den angreifenden Raubtieren. Plötzlich sprang ein weiteres der Raubtiere von der linken Seite und stürzte sich seitlich auf die fliehenden Tiere. Es gelang ihm, sie zu verwirren, und einige Individuen lösten sich von der fliehenden Masse. Die Raubtiere schienen nur darauf gewartet zu haben, plötzlich konzentrierten sich alle auf ein Tier.

Sie hatten es fast eingeholt. Einer der Raubtiere erwischte mit seiner Pfote das hintere rechte Bein des fliehenden Tieres. Es stolperte und machte bei seiner Geschwindigkeit einige Saltos. Es landete hart auf dem Boden und blieb einen Moment regungslos liegen. In Wirklichkeit war es nicht verletzt, nur extrem erschöpft von diesem verrückten Lauf ums Leben. Dieses Rennen hatte es jedoch verloren. In einer Sekunde waren die Raubtiere bei ihm, und das erste biss ihm in den Hals.

Die Jagd war erfolgreich. Der Anführer des Rudels atmete schwer. Dieses Mal spürte er jedoch nicht die Aufregung der Jagd und die Freude am Geschmack des heißen Blutes der sterbenden Beute. Der rasante Lauf durch die erhitzte Landschaft zehrte viel mehr an ihm als früher. Einige junge Männchen des Rudels warfen ihm bereits hinterhältige Blicke zu. Bald würde ihn einer von ihnen wieder herausfordern. Aber irgendwie fühlte er innerlich, dass es anders sein würde als bisher. Mit dem Alter hatte er deutlich an Kraft verloren.

Auch jetzt näherte sich einer seiner zukünftigen Gegner vorsichtig der Beute mit Blick auf den Anführer. Er wartete auf dessen Reaktion. Er beugte sich zum liegenden Fleisch und biss in den Oberschenkel.

Es ist soweit - durchzog es den alten Männchen.

Der Anführer brüllte warnend und fletschte die Zähne. Einen solchen Angriff auf seine Führungsposition konnte er nicht unbeantwortet lassen. Er war bereit.

Der erste Zusammenstoß war heftig. Der jüngere Männchen wehrte mit seiner rechten Pfote das aufgerissene Maul des Gegners ab und erfasste mit seinen scharfen Zähnen die sich unter ihm bewegende Schulter. Aus der tiefen Wunde spritzte Blut. Beide Männchen drehten sich wieder zueinander, bereit für den nächsten Angriff. Der Ältere deutlich langsamer. Er erwartete den letzten Kontakt. Jetzt stürzte er sich nicht mehr in den Angriff. Er sah, dass sein Gegner viel mehr Kraft hatte als er. Also ließ er ihn zuerst angreifen. Er wich der schwingenden Pfote mit ausgefahrenen Krallen aus, um sich im nächsten Moment in seinen Hals zu verbeißen. Die mächtigen Zähne rissen Haut und Muskeln auf, bis sie die Halsschlagader fanden und öffneten. Als er das warme, pulsierende Blut im Maul spürte, biss er noch einmal zu und presste die Kiefer noch fester zusammen. Der gelähmte Gegner zuckte eine Weile krampfhaft und dann hörten seine Bewegungen langsam auf und er blieb regungslos liegen.

Der alte Männchen ließ den leblosen Körper aus dem Maul fallen und trat mühsam zurück. Er hob den Kopf und brüllte siegreich. Er war jedoch furchtbar müde und zudem schwer verletzt. Außerdem ahnte er, was nun folgen würde.

Hinter ihm ertönte ein dunkles Knurren.

Eine weitere Herausforderung!

Langsam drehte er sich um, um dem neuen Angriff zu begegnen. Er war sich sicher, dass es der letzte in seinem blutigen Leben sein würde. Er fletschte die Zähne.

Dann geschah etwas Unerwartetes. Der Himmel, der sich während der Jagd bereits verdunkelt hatte, war plötzlich pechschwarz. Ein Blitz durchzuckte die Luft. Er traf einen Baum etwa hundert Meter entfernt vom Ort des Duells. Fast gleichzeitig ertönte ein ohrenbetäubender Donner. Kurz darauf schlug der Blitz wieder ein. Und dann noch einer. Von dem getroffenen Baum fing das trockene Gras Feuer und der Wind trieb das Feuer durch das Land. Das Feuer verschlang das hohe, trockene Gras wie ein hungriges Raubtier und gewann schnell an Stärke. Schließlich begann es heftig zu regnen und große Tropfen löschten allmählich die sich ausbreitenden Flammen.

Der ehemalige Rudelführer brüllte wieder, diesmal aus Angst. Die anderen Mitglieder antworteten ihm ebenso. Plötzlich rannten sie alle davon. Das Rudel in eine Richtung und ihr ehemaliger Anführer in eine andere.

Die Blitze wurden intensiver. In dieser Zeit begannen mehrere gleichzeitig einzuschlagen und erloschen nicht. Im Gegenteil, es kamen weitere hinzu, bis ein Lichtkreis entstand. Kurz leuchtete er hell und erlosch dann. Kurz darauf hörte auch der dämonische Donner auf.

Es entstand eine Grabesstille. Die Tiere in der Umgebung, erschreckt von diesem außergewöhnlichen Phänomen, rannten in panischer Flucht so weit wie möglich von diesem Ort weg. Ebenso plötzlich wie der Sturm begonnen hatte, hörte er auch auf. Nach dem Lichtphänomen blieb ein großer, ausgebrannter Kreis im Gras zurück. In der verbrannten Asche lag die Gestalt eines Mannes.

Kapitel 1.

Nach diesem Durchgang durch das Tor der Zeit blieb ich einen Moment benommen liegen. Obwohl ich die Zeitreise schon mehrmals durchlaufen hatte, brauchte ich jedes Mal etwas Zeit, um mich zu erholen. Ich rieb mir die Augen und versuchte vorsichtig, die Asche des verbrannten Bodens zu entfernen. Dann öffnete ich sie langsam. Wie gewöhnlich lag ich in einem ausgebrannten schwarzen Kreis. Langsam erhob ich mich auf die Beine. Irgendwie erwartete ich unterbewusst, an meinem üblichen Ort aufzutauchen. Der Blick auf die Umgebung überraschte mich.

-Wo bin ich nur hingekommen? - blitzte es durch meinen Kopf.

Alles hier war mir völlig fremd. Wo waren meine Hügel, wo war mein Wald? Wenn ich das Prinzip des Zeittores und die Verschiebungen auch nur teilweise verstanden hatte, konnte ich irgendwo auf der Erde und praktisch zu jeder Zeit landen. Oder sogar auf einem anderen Planeten. Diese letzte Möglichkeit verwarf ich sofort, denn ehrlich gesagt war ich nicht in der Lage, auch nur den Gedanken daran zu ertragen.

Mit erfahrenem Blick begann ich, die nächste Umgebung zu untersuchen. Das Land war überwiegend flach. Alles hier sah aus wie ein weites Tal eines einst mächtigen Flusses. Wo dieser jedoch geblieben war, blieb ein Rätsel. Heute gab es hier nur einen kleinen Bach, der sich durch das ganze Land schlängelte, und sein Lauf wurde von einem grünen Streifen üppigerer Vegetation begleitet. Ansonsten war das Land überwiegend sehr trocken und erinnerte auf den ersten Blick an eine Prärie. Das weite Tal war mit hohem Gras bewachsen, das mir etwa bis zur Taille reichte. Hier und da gab es Gruppen von größeren Büschen oder auch einzelne Bäume beeindruckender Größe. Wo das Tal in Hügel überging, war ein geschlossener Wald sichtbar. Im unteren Teil leuchtend grün, bestehend aus Laubbäumen, ging er in einen dunkleren Nadelwald über. Darüber ragten schneebedeckte, felsige Berggipfel auf.

Es war hier öde und ohne Anzeichen von Leben. Erst später stellte ich fest, dass es genau umgekehrt war. Die Tiere, erschreckt von dem ungewöhnlichen Sturm, waren in Angst davongelaufen. Das wusste ich aber zu diesem Zeitpunkt nicht.

Die Stille, die hier herrschte, war geradezu gespenstisch. Mir liefen Schauer über den Rücken, obwohl es hier ziemlich warm war. Das war das Ergebnis des erhöhten Adrenalinspiegels. Ein Blick nach oben verriet mir, dass ich doch nicht ganz allein war. Am Himmel beschrieben Geier große Kreise. Ihre Kreise verkleinerten sich allmählich, als sie sich auf einen Punkt konzentrierten und gleichzeitig zur Erde hinabsanken.

Schließlich landeten sie tatsächlich auf dem grasbewachsenen Boden und setzten sich auf zwei kleine dunkle Haufen. Diese lagen auf einem schwarzen Streifen verbranntem Gras. Kaum gelandet, begannen sie sich um die Aasreste zu streiten, und ihr wütendes Kreischen war bis zu mir zu hören.

Nach dem Regen war die Luft ziemlich klar und frisch, und eine leichte Brise trug den Geruch von gebratenem Fleisch zu mir. Nach Richtung und Intensität schätzte ich, dass es gerade von dem Ort kam, wo die aasfressenden Vögel stritten. Mit langsamen Schritten und aufmerksam die Umgebung beobachtend, ging ich in diese Richtung. Als ich mich den liegenden Kadavern näherte, wurde der Geruch von Braten intensiver. Ich konnte langsam die groben Formen erkennen, aber ich sah sie immer noch nicht ganz klar. Sie verschwanden unter den flatternden Flügeln der großen Vögel. Außerdem verschmolz ihre verkohlte Haut mit dem Untergrund, also dem verbrannten Gras. Ich verscheuchte die Vögel von dem Haufen, der näher bei mir lag. Mit wütendem Kreischen flogen sie weg, aber nur ein Stück weit und beobachteten mich feindselig.

"Mit mir werdet ihr eure schmutzigen Bäuche nicht füllen!" rief ich in ihre Richtung.

Ich wollte es mir nicht eingestehen, aber langsam begann ich, die Nerven zu verlieren. Nur weil mich mein vorheriges Leben als Jäger gehärtet hatte, konnte ich meine Ruhe und Besonnenheit bewahren. Ich ging zu dem liegenden Körper und kniete nieder, um ihn zu untersuchen. Auf den ersten Blick erinnerte er an einen großen Hirsch, hatte jedoch statt Geweihen lange spitze Hörner. Der Körper war insgesamt in einem ziemlich schlechten Zustand. Auf der rechten Seite hatte das intensive Feuer, das durch das Brennen des hohen, trockenen Grases entstanden war, sein Fell und seine Haut zu Kohle verbrannt. Auch die Sehnen und Muskeln an den Beinen hatten sich durch die hohe Temperatur in einen tödlichen Krampf zusammengezogen, was insgesamt einen schrecklichen Eindruck machte. Neben den Spuren von

Vogelschnäbeln entdeckte ich auch etwas viel Schwerwiegenderes. Mehrere riesige Wunden am Körper, vor allem am Hals. Einen Raubtier, das so etwas verursacht hatte, wollte ich wirklich nicht treffen. Nach der Untersuchung des ersten Körpers machte ich mich langsam auf den Weg zur zweiten Leiche. Ich versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Die Geier, die ich zuvor mit meinem Kommen vertrieben hatte, kreischten vergnügt und hüpften zurück, um wieder zu fressen. Wie zuvor ging es nicht ohne Streit.

Ich begann, auch den zweiten Leichnam zu untersuchen, der keine zwanzig Meter entfernt lag. Dieses Wesen musste definitiv robuster sein und hatte einen ganz anderen Körperbau. Kurze, starke Beine endeten in scharfen, gebogenen Krallen. Die Muskeln an den Beinen waren mächtig. Es war auf den ersten Blick eindeutig ein Raubtier. So ein Tier hatte ich noch nie gesehen, und jetzt konnte ich sicher sein, dass ich, wenn nicht in einer anderen Zeit, dann zumindest weit weg von meinen Gefilden gelandet war. Seine Größe war ziemlich beeindruckend. Es war zweifellos eine katzenartige Raubtier, aber größer als die Bären, denen ich in meinem Leben begegnet war. Obwohl das Feuer alle Spuren vernichtet hatte, hätte ich gewettet, dass es genau dieses Tier war, das das andere Tier getötet hatte. Der Raubtier lag auf der Seite, und von dieser Seite war keine bedeutende Verletzung zu sehen, für die es hier hätte verbrennen sollen. Und ich wollte nicht glauben, dass es einfach vom Feuer überrascht wurde. Es hätte nur ein paar Dutzend Meter laufen müssen, um in Sicherheit zu sein.

Ich umrundete es auf der anderen Seite und erstarrte. Der riesige verbrannte Kopf war voller scharfer Zähne. Es sah aus wie ein Monster aus den schlimmsten Alpträumen.

Wenn ich bisher meine Fassung bewahrt hatte, so verließ sie mich fast nach diesem Anblick. Ich wurde von einem geradezu tierischen Gefühl der Angst ergriffen. Für einen Moment war ich völlig gelähmt. In Panik begann ich hektisch zu atmen und fahrig um mich zu schauen, aber ich war nicht in der Lage nachzudenken.

Als ich vor langer Zeit durch das Tor der Zeit vom Ende des zwanzigsten Jahrhunderts in die grausamen und dunklen Zeiten der Bronzezeit geworfen wurde, überlebte ich. Und das dank der Hilfe meines Freundes und späteren Schwiegervaters Tork. Aber jetzt war ich hier allein, und nach dem, was ich

gesehen hatte, hatte das Tor mich irgendwo tief in die Urzeit geschickt. Ich hatte keine Ahnung, was mich hier alles treffen könnte.

In meinem Kopf erschien Tork mit einem besorgten Ausdruck auf dem Gesicht.

-Was soll ich nur tun?- dachte ich hoffnungslos.

-Gib niemals auf, mein Sohn,- hallte es wie ein fernes Flüstern in meinem Kopf.- Benutze deinen Verstand. Und vertraue auf deine Jägerinstinkte.-

Ich sammelte mich ein wenig und begann nüchtern nachzudenken. Wenn ich in dieser Landschaft auf etwas Ähnliches wie das, was vor mir auf dem Boden lag, stoßen würde, hätte ich wahrscheinlich keine großen Chancen. Das Land hier war zu offen und mir unbekannt, und wenn etwas einen Hirsch - so nannte ich ihn immer noch in Gedanken - einholen konnte, dann würde es mit mir wahrscheinlich nicht viel Mühe haben. Meine einzige Chance war, den Wald in den höheren Lagen zu erreichen. Das war eine Umgebung, in der ich mich auskannte. Dort hatte ich größere Überlebenschancen.

„Also gut, was habe ich zur Verfügung?“ sagte ich leise zu mir selbst.

Einen Jagdbogen, einen Köcher mit knapp dreißig Pfeilen, ein langes gebogenes Messer und eine Jagdaxt. Außerdem einen Beutel am Gürtel mit Grundbedarf - eine dünne Bronzenadel, eine Spule mit dünnerem Faden zum Nähen von Wunden, etwas Alkohol zur Desinfektion, ein Stück Leinentuch, einige Scheiben getrocknetes Fleisch, Feuerstein und einen kleinen Wasserbeutel.

„Nicht viel, aber immerhin etwas“, sagte ich laut, denn der Klang der menschlichen Stimme schien mir in meiner Einsamkeit zu helfen.

„Also zuerst Wasser, dann ein Unterschlupf für die Nacht. Dann sehen wir weiter“, sagte ich zum letzten Mal und blickte in die Ferne.

Zuerst würde ich zum Bach gehen und mir das notwendige Wasser sichern. In dieser Hitze könnte ich leicht dehydrieren. Flüssigkeitsverlust würde meine Schwäche verursachen, und das bedeutet in einer fremden Umgebung den Tod.

Die Sonne war hoch über dem Zenit, und ich schätzte, dass mir etwa vier bis fünf Stunden Tageslicht blieben. Aus Erfahrung wusste ich, dass es unklug ist, erst bei Einbruch der Dunkelheit nach einem Unterschlupf für die Nacht zu suchen. Sonst könnte diese Nacht leicht meine letzte sein. Ich

stellte schnell fest, dass ich, wenn ich zum Bach gehen würde, um Wasser zu holen, nicht genug Zeit hätte, um den Wald zu erreichen. Also müsste ich die Nacht in dieser offenen Landschaft verbringen, und am besten wohl auf einem der großen Bäume, die ich in Reichweite hatte. Als ich mich endlich entschieden hatte, wie ich vorgehen würde, fühlte ich mich ein wenig erleichtert. Ich hatte einen Plan und ein Ziel.

Ich kehrte zur ersten Leiche zurück und hackte mit der Jagdaxt in einigen Schlägen beide Hörner ab. Sie waren fast einen Meter lang und konnten als Stichwaffe verwendet werden. Dann löste ich einige längere Sehnen, die ich als Befestigungsseil verwenden würde. Damit löste ich natürlich wieder einen Sturm der Empörung bei den Geiern aus, die ein paar Meter weiter hüpfen mussten, mit flatternden Flügeln.

Das brachte mich auf die Palme. Ich nahm den Bogen von der Schulter und zog einen Pfeil aus dem Köcher. Schließlich wusste ich nicht, wann ich das nächste Mal auf Nahrung treffen würde. Ich zielte kurz und schoss auf das ausgewählte Ziel. Die Vögel waren nicht weiter als etwa sieben Meter von mir entfernt, sodass ich sie nicht verfehlen konnte. Ich traf einen direkt ins Herz. Der Pfeil bohrte sich mit solcher Kraft ein, dass er ein Stück nach hinten geworfen wurde. Sie verstummten vor Überraschung, offensichtlich zunächst nicht verstehend, was gerade passiert war. Plötzlich wurde ihnen die drohende Gefahr bewusst. In Panik versuchten sie, so schnell wie möglich wegzukommen. Sie breiteten ihre großen Flügel aus und flogen mit verrücktem Kreischen ungeschickt davon.

„Seht ihr, Aasfresser", rief ich ihnen fröhlich nach. „Jetzt betritt der Mensch die Bühne."

Schnell nahm ich dem Vogel die Eingeweide heraus. Dann band ich ihm mit einem Stück Sehne die Beine zusammen und warf ihn mir über die Schulter. Er war etwa so groß wie ein großes Huhn. Hoffentlich schmeckt er auch so. Es war wirklich höchste Zeit, ich musste weitergehen.

Am Bach war das Gestrüpp wie erwartet sehr dicht, und ich hatte große Mühe, zum Wasser zu gelangen. Natürlich hätte ich eine Weile am Ufer entlanggehen und einen Platz finden können, wo die Tiere trinken. Dort wäre der Zugang sicher ausgetreten, aber solche Orte waren normalerweise auch häufig von Raubtieren besucht. Und das konnte ich definitiv nicht riskieren. Nach allem, was ich bisher gesehen hatte, war ich der am schlecht-

esten an diese Umgebung angepasste Organismus weit und breit. Das machte mich automatisch zur Beute. Es war wirklich ironisch. In Wirklichkeit war ich, der Mensch, der ursprünglich aus dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts stammte, die Krone der Schöpfung. Aber all mein Wissen über die Erde, Mathematik und das Universum war hier nutzlos. Das Einzige, was zählte, waren meine ursprünglichen Instinkte, verstärkt durch das Leben in der Bronzezeit. Ich konnte nur hoffen, dass mich diese Ausrüstung nicht im Stich lässt.

Als ich mich durch das dichte Gestrüpp kämpfte, musste ich mir manchmal mit der Axt den Weg freischlagen. Ich stieß auf einen interessanten Busch. Er hatte ziemlich gerade dünne Stämme voller Dornen. Als ich mit der Axt in einen von ihnen schlug, um mir den Weg freizumachen, hinterließ sie nur einen flachen Schnitt. Das Holz war sehr hart. Nach etwa weiteren zehn Minuten anstrengender Arbeit gelang es mir, einen dünnen Stamm zu fällen. Ich zog ihn auf eine freie Fläche und säuberte ihn von den Dornen. Dann kam der letzte Schritt. Ich kürzte den Stamm auf knapp zwei Meter. Im vorderen Teil war er etwas dicker als im hinteren, und das kam mir entgegen. Mit dem Messer machte ich dort eine flache Rille. Darin wurde die Spitze des Horns, das ich zuvor von der verbrannten Leiche genommen hatte, eingesetzt. Es war sehr scharf und leicht spiralförmig. Ich befestigte es am Schaft des neuen Speeres. Dafür verwendete ich die zuvor gewonnenen Sehnen und opferte auch etwas von meinem dicken Faden.

Schließlich war ich mit meiner Arbeit fertig. Ich fühlte Zufriedenheit. Ich hatte eine wirklich furchteinflößende Waffe geschaffen. Probehalber schwang ich den Speer in der Hand. Das rohe Holz war etwas schwerer, als ich es gewohnt war. Andererseits würde die Energie des geworfenen Speeres in einem Punkt konzentriert sein, an der Spitze, und beim Aufprall verheerend sein. Für jemanden, der keine Erfahrung mit diesem Material hatte, war die Waffe recht gut ausbalanciert. Beim Probewurf flog sie geradeaus und bohrte sich in einem richtigen Bogen in die Erde. Eine wirklich tödliche Waffe. Ich hatte nicht vor, sie über große Entfernungen zu werfen, eher sollte sie als Stichwaffe dienen. Damit hoffte ich, potenzielle Raubtiere von meinem Körper fernhalten zu können.

Die Arbeit am Speer hatte mich ziemlich aufgehalten, aber ich bereute es nicht. Ich füllte meine Wasserreserven auf und setzte meinen Weg fort.

Als nächtlichen Unterschlupf hatte ich einen der einsamen Riesen ausgewählt, der etwa zwei Drittel des Weges zwischen mir und dem Beginn des Laubwaldes stand. Ich wusste, dass ich diesen Ort bestenfalls bei Einbruch der Dunkelheit erreichen würde und keine Zeit mehr hätte, mich auf die Nacht vorzubereiten. Der Baum war wirklich groß, er könnte sogar zwanzig Meter hoch sein. Der Stamm war mindestens zweieinhalb Meter dick. Es gab viele Höhlungen, wahrscheinlich von Vögeln geschaffen, die gute Griffe und Aufstiegshilfen für einen Kletterer boten. Das war ein großer Vorteil für mich, denn die untersten Äste begannen in einer Höhe von mindestens sechs Metern über dem Boden. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich ohne diese Hilfen auf den Baum geklettert wäre. Die Krone des Baumes war reich verzweigt und aus den mächtigen Ästen wuchsen kleinere und kleinere Zweige, die in scheinbar feinen, spitzen Blättern endeten. Ich glaube, das lag vor allem an dieser trockenen Umgebung und der Baum schützte sich so vor Wasserverlust durch die intensive Sonneneinstrahlung in dieser scheinbar trockenen Gegend.

Die Schatten begannen sich zu verlängern. Der Tag neigte sich schnell dem Ende zu. Die Sonne näherte sich dem Horizont und verschwand dann plötzlich ziemlich schnell hinter den Hügeln, und die Dämmerung brach herein. Mit dem Einbruch der Nacht erwachte die Landschaft plötzlich zum Leben. Die nächtlichen Geräusche der Wildnis erreichten mich von allen Seiten. Sogar aus der Baumkrone über mir hörte ich ein leises Kratzen, als kleine Lebewesen aus den Höhlungen krochen. Normalerweise fürchtete ich mich nicht vor nächtlichen Geräuschen, aber diese waren anders. Intensiver und vor allem unheimlicher, weil ich die lokale Fauna nicht gut kannte.

Nach einer Weile hörte ich auf, ängstlich jedem Geräusch nachzuspüren, denn das ermüdete mich nur. So bequem wie möglich legte ich mich an eine Stelle, an der ein größerer Ast sich in mehrere kleinere und diese wiederum in noch kleinere verzweigten, sodass eine Art natürliches, einfaches Bett entstand. Ich richtete meinen Blick auf den Himmel. Über den Hügeln auf der linken Seite begann langsam der Mond aufzugehen. Er war fast voll und sein kaltes, silbernes Licht beleuchtete die Landschaft. Dann wurde mir bewusst, dass es deutlich kühler geworden war. Verglichen mit der Tageshitze könnte man fast sagen, es sei kalt. Ich zog meine Hirschlederbluse enger um meinen Körper und bereute zum ersten Mal, dass ich keinen Unterschlupf am Boden

mit einem Feuer gefunden hatte. Aber jetzt konnte ich daran nichts mehr ändern, morgen würde es hoffentlich besser sein. Mein Körper gewöhnte sich allmählich an die niedrigere Temperatur, und die Müdigkeit überkam mich. Ich erlaubte mir, einen Moment über die aktuelle Situation nachzudenken. Wo war ich nur hingekommen? Als der Lehrer mich bat, durch das Tor der Zeit in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts zu reisen, hatte ich keine Ahnung, dass ich an so einem Ort landen würde. Ich war hier allein und machtlos! Aber am meisten fehlte mir die Gesellschaft meiner Lieben. An meine Frau und meinen kleinen Sohn wagte ich kaum zu denken, denn das hätte ich psychisch nicht verkraftet. Ich dachte an Tork, meinen Schwiegervater aus der Bronzezeit, der nicht nur mein Retter, sondern auch mein zweiter Vater war. Er lehrte mich, Waffen herzustellen und zu benutzen, zu jagen, Wildspuren zu verfolgen und einfach in der Wildnis zu überleben. Er wäre mir jetzt wirklich nützlich gewesen.

Plötzlich ertönte ein furchtbares Brüllen. Vor Schreck wäre ich beinahe vom Baum gefallen. Im letzten Moment hielt ich mich fest und erlangte mühsam mein Gleichgewicht wieder. Dann hörte ich das schreckliche Brüllen erneut. Daraufhin war das Stampfen von Hufen im Gras zu hören, und ein Tier versuchte zu fliehen. Es gelang ihm nicht. Nur ein Schrei des Schmerzes, übertönt von erneutem grausamem Brüllen, signalisierte mir, dass wieder eine Jagd zu Ende gegangen war. Alle umliegenden Geräusche verstummten für einen Moment, um dann im nächsten Moment mit derselben Intensität wiederzukehren. Ein Tier war gestorben, aber die anderen lebten weiter. Man hörte das Zerreißen von frischem Fleisch und das Knacken von Knochen. Dort fand gerade ein blutiges Mahl statt. Das Brüllen der Raubtiere, die sich um das frische Fleisch stritten, war einfach unerträglich. Obwohl ich in meinem Leben schon vieles erlebt hatte, war dies wirklich zu viel. Ich hielt mir beide Hände an die Ohren und schloss die Augen. Ich war etwa zehn Meter über dem Boden und somit in relativer Sicherheit. Mein Körper und mein Geist brauchten Ruhe. Morgen erwartete mich ein anstrengender Tag. Ich suchte mir eine halbwegs bequeme Position und versuchte mich zu entspannen. Ich hörte auf, die schrecklichen Geräusche aus der Wildnis und meine Ängste wahrzunehmen. Die Anspannung fiel langsam von mir ab, und ich glitt in den Schlaf.

Kapitel 2.

Tork war gerade dabei, die Haut eines etwa zweijährigen Rehs abzuziehen. Die Arbeit ging ihm leicht von der Hand, und die Haut schälte sich fast von selbst vom Körper des Tieres ab. Es war ein schöner Tag. Die Sonne schien fröhlich, und Vogelgesang erfüllte die Luft. Ich befand mich auf einer kleinen Lichtung mitten in einem alten Wald.

„Peter, steh da nicht so nutzlos herum und hilf mir hier!" rief er unvermittelt.

Ich trat näher heran und ergriff das freie Ende der bereits teilweise abgezogenen Haut. Mit beiden Händen spannte ich sie leicht, um meinem Freund seine Arbeit zu erleichtern.

„Tork," sprach ich ihn an. „Was geschieht hier?"

Für einen Moment hörte er auf zu arbeiten und starrte mich an.

„Wo bin ich hier gelandet?" wollte ich wissen.

„Alles hat seinen Sinn," antwortete er vage.

„Welchen Sinn? Und warum ich?" erhob ich leicht die Stimme. Ich hatte keine Lust, Rätsel zu lösen. „Diese Landschaft ist wild, und ich bin allein."

Tork nickte leicht.

„Ja, diese Welt ist viel härter, als sie scheint. Aber Menschen können auch dort überleben. Und auch du hast mehr in dir, als du denkst."

„Was soll ich tun? Wohin soll ich gehen?" packte mich wieder die Hoffnungslosigkeit.

„Finde die Menschen und suche das Tor. Das ist dein Weg. Du bist damit verbunden."

„Aber wie? Wie soll ich das machen?" fragte ich erneut. „Ich weiß nicht, wo sich das Tor befindet und wohin ich gehen soll. Und ich denke, es wäre ein Wunder, wenn ich hier überhaupt überlebe."

Tork lächelte amüsiert.

„Peter, als du das erste Mal durch das Tor der Zeit vom Ende des zwanzigsten Jahrhunderts in meine Zeit geworfen wurdest, war es ähnlich. Auch damals hattest du keine Chance zu überleben, aber du hast es geschafft und dich angepasst."

Er hob die Hand und klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter. Plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht.

„Tork…" begann ich wieder.

„Peter," unterbrach er mich plötzlich, „die Zeit ist abgelaufen! Du musst jetzt aufwachen, denn sie kommen…."

Ich öffnete die Augen. Einen Moment lang brauchte ich, um mich zu orientieren, wo ich eigentlich war. Der Geruch eines Raubtiers schlug mir in die Nase. Sofort war ich alarmiert. Unter mir hörte ich ein Kratzen. Ich schaute hinunter und erstarrte fast. Aus der Dunkelheit unter mir starrten mich zwei grüne Augen an. Der Raubtier kletterte langsam den Stamm hoch und benutzte seine Krallen für die Bewegung. Das war das kratzende Geräusch, das mich geweckt hatte. Ich sah prüfend in die Baumkrone. Sofort wusste ich, dass es keinen Fluchtweg nach oben gab. Ich musste mich dem Raubtier stellen. Fest umklammerte ich meinen neuen Speer. Mit dem Rücken lehnte ich gegen einen dicken Ast, um Halt zu gewinnen. Und ich war bereit.

Als er näher kam, hörte ich sein kehliges Atmen. Sein Körper war ziemlich schwer, und obwohl er sich auf dem Baumstamm bewegen konnte, war klar, dass er mehr für die Bewegung am Boden geeignet war. Ich wartete, bis er auf etwa anderthalb Meter herangekommen war.

Dann öffnete das Tier das Maul und brüllte. Der Klang seines Brüllens lähmte mich für einen Moment. Im nächsten Moment stieß ich ihm mit aller Kraft die Speerspitze in das offene Maul. Die scharfe Spitze durchdrang das Gewebe des Halses und bohrte sich tief in sein Fleisch.

Das hatte er nicht erwartet. Einen Moment lang erschlaffte er, um im nächsten Augenblick noch lauter als zuvor vor Schmerzen zu brüllen. Er hielt sich nicht mehr am Stamm fest und fiel etwa aus acht Metern Höhe zu Boden. Nach dem Aufprall blieb er regungslos liegen.

Mein Herz schlug heftig. Adrenalin schoss durch mein Blut, und ein Gefühl der Euphorie überkam mich. Ich hatte gewonnen.

Für heute erwartete ich keinen weiteren Besuch und versuchte, mich zu beruhigen, um noch ein wenig zu schlafen. Das tote Tier würde ich morgen bei Tageslicht genauer untersuchen.

Den Rest der Nacht schlief ich einen traumlosen Schlaf. Die ersten Sonnenstrahlen kitzelten mein Gesicht. Ich öffnete die Augen. Unten unter dem Baum hatte inzwischen ein Festmahl begonnen. Eine Gruppe hyänenartiger

Raubtiere machte sich gierig über das Fleisch her. Mit mächtigen Zähnen rissen sie große Fleischstücke ab und trugen sie ein Stück weg von der Leiche, um sie genüsslich zu verschlingen. Die ganze Zeit über gaben sie unangenehme, schnatternde Geräusche von sich. Am Himmel kreisten bereits meine alten Bekannten, die Geier.

Ich war unsicher, ob ich den sicheren Baum verlassen sollte, da sich so viele Raubtiere unten versammelt hatten. Sie waren zwar mit dem Fressen beschäftigt und würden mich wahrscheinlich problemlos in geringer Entfernung passieren lassen, aber ich wollte meinen Speer zurückhaben. Er hatte mir in der letzten Nacht gute Dienste erwiesen. Ich beschloss, noch eine Weile zu warten. Ich zog ein Stück getrocknetes Fleisch heraus und begann langsam daran zu knabbern. Das Fleisch war zäh und rutschte nur schwer die Kehle hinunter. Schließlich spülte ich es mit großzügigen Schlucken Wasser hinunter. Die Geräusche des Reißens von Fleisch und Knacken von Knochen, die mich in der letzten Nacht noch erschreckt hatten, ließen mich jetzt kalt. Ich passte mich an. Während des Frühstücks beobachtete ich interessiert die Raubtiere, die sich am toten Körper unter dem Baum gütlich taten. Es waren hundeartige Raubtiere, ähnlich wie Hyänen, die ich in Erinnerung hatte, nur größer. Sie hatten eine braungraue Färbung und passten gut in die grasbewachsene Umgebung. Sie waren etwa einen Meter hoch. Ihre Mäuler waren kurz, aber stark und mit kräftigen Zähnen ausgestattet. Sie konnten leicht den Oberschenkelknochen eines größeren Tieres, von dem sie sich ernährten, durchbeißen. Ich schätzte ihr Gewicht auf etwa hundert Kilogramm.

Es dauerte etwa eine Stunde, bis die Hyänen sich sattgefressen hatten und die Szene unter meinem Baum verließen. Noch während ihres frühen Festmahls gesellten sich allmählich Geier dazu. Die Hyänen wehrten die Geier anfangs energisch ab, aber als ihre Bäuche voller Fleisch waren, beachteten sie sie nicht mehr so sehr. So ging das Festmahl auch nach ihrem Abgang fröhlich weiter, aber mit anderen Gästen.

Jetzt war meine Zeit gekommen. Ein letztes Mal überprüfte ich die Umgebung von oben und begann dann, den Baumstamm hinunter auf den Boden zu klettern. Endlich konnte ich das tote Raubtier genauer untersuchen. Wie erwartet, hatten die Hyänen sich gründlich am Kadaver zu schaffen gemacht, und der Körper war weitgehend zerfleddert. Mir war klar,

dass dies nicht das Ende war. Der Geruch des toten Tieres würde früher oder später weitere Aasfresser anlocken. Aber dann würde ich schon nicht mehr hier sein. Ich verjagte die wütenden Geier und beugte mich über den Körper. Der Speer ragte aus dem Maul des getöteten Tieres wie ein großes Ausrufezeichen. Bei näherer Untersuchung der Spuren konnte ich mir recht gut zusammenreimen, wie es zu Ende gegangen war.

Die Speerspitze drang tief in den weichen Gaumen ein. Das angreifende Raubtier fiel vor Schmerz vom Baum. Seine katzenartigen Instinkte veranlassten es automatisch, sich zu drehen, um auf den Beinen zu landen. Beim Fall traf jedoch das Ende des Speeres zuerst auf den Boden, und das Tier spießte sich mit seinem ganzen fallenden Gewicht darauf auf. Der Aufprall muss schrecklich gewesen sein. Zumindest nach der Stelle, an der der Speer beim Aufprall auf den Boden eine ordentliche Menge Gras und Erde herausgerissen hatte. Der Schaft hielt stand, und die durch den Aufprall angetriebene Spitze durchbohrte mühelos den Schädelknochen und drang tief ins Gehirn ein. Das Tier musste tot gewesen sein, bevor es den Aufprall überhaupt spürte.

Ich ergriff den Speer mit der rechten Hand und zog daran. Er bewegte sich nicht, war fest im Schädel des Tieres verkeilt. Also stemmte ich meinen Fuß gegen den Hals des Kadavers und versuchte, mit beiden Händen zu ziehen. Das Ergebnis war dasselbe. Es enttäuschte mich ein wenig, aber was soll's. Der Speer hatte seinen Zweck erfüllt. Also zog ich das Messer aus meinem Gürtel und schnitt vorsichtig die Sehnen und das Band durch, mit denen ich zuvor die Spitze befestigt hatte. Ich löste zumindest den Schaft. Ich nahm das zweite Horn, das ich mitgebracht hatte, und fertigte einen neuen Speer an. Es war höchste Zeit. Ich hatte mich schon zu lange an diesem Ort aufgehalten.

Ich machte mich auf den Weg in Richtung der Berge. Ich schätzte, dass ich bis zum Abend problemlos dorthin gelangen und einen geeigneten Platz zum Übernachten finden würde. Unterwegs untersuchte ich ständig aufmerksam die Landschaft. Hatte ich sie gestern noch als öde bezeichnet, wusste ich jetzt, dass ich mich sehr geirrt hatte. Mehrmals stieß ich auf große Herden wilder Auerochsen, die aus kleineren Gruppen bestanden. Da ich nicht viel Erfahrung mit diesen Tieren hatte, vermied ich sie lieber. Würden sie mich aus irgendeinem Grund als Bedrohung ansehen, könnten sie

mich angreifen. Gegen diese gewaltigen, gehörnten Kolosse hätte ich mich wahrscheinlich nicht verteidigen können. Die Auerochsen waren große Tiere, sehr ähnlich dem modernen Rindvieh, aber mindestens ein Drittel massiver und mit langen, gefährlichen Hörnern.

Als Beute wären sie allerdings lohnenswert - dachte ich lächelnd und zum ersten Mal seit meiner Ankunft hier hob sich meine Stimmung kurz. Abgesehen davon, dass ich mich in einer Zeit und an einem Ort befand, wo ich definitiv nicht sein wollte, musste ich zugeben, dass es hier wunderschön war. Es war ein sonniger Tag und noch nicht zu heiß. Der Anblick der vielen Tiere, die frei auf der Prärie grasten, war beeindruckend. Es gab, wie ich bereits erwähnt hatte, Herden wilder Auerochsen mit gewaltigen Hörnern, ebenso kleinere Herden von sieben bis zehn Pferden, Wildschweine und viele Hirschartige.

Das Umgehen großer und mehrerer kleinerer Herden kostete mich mehr Zeit, als ich mir leisten konnte. Ich beschloss, dass ich die nächste Nacht nicht auf einem Baum, sondern an einem geschützten Ort am Boden verbringen und ein Feuer machen würde. Das sollte mich nicht nur vor der nächtlichen Kälte, sondern auch vor unerwünschten lokalen Besuchern während des Schlafes schützen. Und schließlich wollte ich heute etwas jagen und mir ein ordentliches Stück Fleisch am Feuer braten. Schade, dass ich bei der nächtlichen Auseinandersetzung das Fleisch des Geiers verloren hatte, das mir beim ersten Kontakt mit dem Raubtier heruntergefallen war. So werde ich nie erfahren, wie es geschmeckt hätte.

Wie gerufen erschien in der Nähe eine Gruppe von Wildschweinen. Es war eine Herde von etwa fünfzehn Tieren. Ihr Grunzen war von mehreren Stellen zu hören, während sie im Boden nach Nahrung suchten. Es gab große erwachsene Tiere, aber um sie herum tollten auch viele Ferkel herum. Ich stand windabwärts von ihnen, aber sie nahmen mich nicht wirklich wahr. Der Geruch des Menschen löste in ihnen noch keinen Schrecken aus. Ich entschied mich, eines der Ferkel zu jagen und mir eine üppige Mahlzeit zu gönnen. Ich würde die Kraft für den weiteren Marsch brauchen. Diese Nacht würde ich noch in der Prärie verbringen, und morgen Vormittag sollte ich den Waldrand erreichen. Ich nahm den Bogen von der Schulter und schlich mich langsam auf die Schweine zu. Sie hatten sich gerade in einem der vielen buschigen Flecken verteilt, um sich vor der starken Sonne zu schützen und

gleichzeitig Insekten und Würmer in der Nähe der Baumwurzeln zu graben. Ich kam bis auf etwa zwanzig Schritte heran. Einige der Tiere hatten mich bereits bemerkt und beobachteten mich neugierig. Offensichtlich hielten sie mich immer noch nicht für eine Bedrohung. Doch ich begann zu realisieren, dass dieses Abenteuer nicht unbedingt gut enden könnte. Jetzt, wo ich die Tiere aus der Nähe betrachten konnte, sah ich, dass sie robuste, kräftige Körper hatten. Die Weibchen wogen wahrscheinlich über hundertfünfzig Kilogramm, und auch die Zähne in ihren Mäulern waren nicht zu vernachlässigen. Ich sah mich erneut um und suchte nach möglichen Fluchtwegen. Etwa zehn Schritte von mir entfernt gab es einige Büsche und auch einen etwas dickeren Baum. Ich schätzte, dass es kein Problem sein würde, mich an seinen unteren Ästen festzuhalten und schnell in Sicherheit zu klettern, falls nötig.

Also gut, ich wage es. Ich legte einen Pfeil auf die Sehne und wählte mein Ziel. Ein junges, einige Monate altes Schwein hatte sich ein paar Meter von der Gruppe entfernt. Jetzt stand es seitlich zu mir und versuchte, eine Wurzel aus dem Boden zu graben. Ich hob den Bogen und spannte die Sehne. Ich zielte sorgfältig. Die Schweine beachteten mich immer noch nicht wirklich.

Ich ließ den Pfeil los. Mit einem leisen Zischen überbrückte er die Distanz und bohrte sich hinter die linke Schulter des Ferkels. Mit einem dumpfen Geräusch durchdrang der Pfeil Haut und Muskeln und verkeilte sich im Herzen.

Das Tier erstarrte vor Schreck. Dann sank es langsam zu Boden, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben.

Ein Blick zurück zur Herde verriet mir, dass ich nun ihre Aufmerksamkeit geweckt hatte. Alle Tiere beobachteten mich angespannt. Es schien, als könnten sie sich nicht entscheiden, ob ich eine Bedrohung für sie darstellte oder nicht.

Ich holte tief Luft und rief laut in ihre Richtung. Sie zögerten noch immer, aber als ich wieder schrie und mit den Füßen stampfte, drehten sie sich wie eins um und rannten in panischer Flucht davon.

„Lernt den Menschen kennen," rief ich ihnen fröhlich zum Abschied nach.

Dem getöteten Ferkel entnahm ich schnell die Innereien. Die würden sich die Aasfresser vornehmen. Dann wurde mir etwas Wichtiges klar. So viel Fleisch könnte ich wahrscheinlich nicht alleine verzehren, und es

mitzunehmen war wahrscheinlich auch keine gute Idee. Während die Sonne am Himmel aufstieg, entzogen ihre Strahlen auch mir die Kraft. Ich trennte also einige der besten Fleischstücke ab und band sie zusammen. Dann hängte ich sie ans Ende meines Speeres, damit ich sie über die Schulter tragen konnte.

Nachdem ich das erledigt hatte, konnte ich endlich meinen Weg fortsetzen. Mein nächstes Ziel war es, einen geeigneten Platz für die Nacht zu finden, wo ich ein Feuer machen und das Abendessen zubereiten konnte. Ich hatte ein entferntes Gebüsch in meiner Richtung ins Auge gefasst. Dort sollte genügend Holz für das Feuer vorhanden sein.

Als ich schließlich am ausgewählten Ort ankam, war die Sonne bereits weit fortgeschritten. Ich muss zugeben, dass ich etwas besorgt war. Durch die Prärie zu wandern, während ich Stücke von blutig riechendem Fleisch bei mir trug, fühlte ich mich wie ein Werbeschild für eine Metzgerei für Raubtiere.

Glücklicherweise erreichte ich den Ort ohne Probleme. Schnell fand ich einen Platz zum Übernachten. Es gab genug dünnes und dickes trockenes Holz. Ich musste nur darauf vertrauen, dass die natürliche Angst der Tiere vor dem Feuer mich ausreichend schützen und meinen Nachtschlaf nicht stören würde.

Das Feuer knisterte fröhlich, und das Fleisch auf einem langen Stock, in dünne Scheiben geschnitten, briet langsam. Ich achtete darauf, es nicht dem direkten Feuer auszusetzen und es nicht zu verbrennen. Nach kurzer Zeit begann es verlockend zu duften. Ich hatte nichts anderes als Beilage und auch keine Gewürze oder etwas zum Würzen, aber Hunger ist der beste Koch. Auf diese Mahlzeit hatte ich mich wirklich gefreut.

Nach einer Weile des Bratens fing ich an, Stücke des Fleisches abzuschneiden. Es war ziemlich heiß und unendlich lecker. Das Ferkel hatte das zarte Fleisch eines Jungtieres und war dennoch nicht ganz trocken. Im Gegenteil, es schmeckte köstlich und glitt geradezu die Kehle hinunter. Ich trank große Schlucke Wasser dazu. Himmel, das war wirklich etwas! Nach dem üppigen Essen ergriff mich eine gewisse Euphorie. Letztendlich ist der Mensch auch nur ein Tier, und einige Prinzipien gelten allgemein. Ein voller Bauch ist nicht nur das beste Mittel gegen Hunger, sondern auch gegen schlechte Laune.

Jetzt konnte ich mir erlauben, meine Position zu überdenken. Ich dachte über mein bisheriges Leben nach. Als ich das erste Mal durch das Tor der Zeit vom Ende des zwanzigsten Jahrhunderts etwa zweitausend Jahre zurückgeworfen wurde, war ich überzeugt, dass ich sicher sterben würde. Glücklicherweise rettete mich damals in letzter Minute mein späterer Freund Tork. Er war ein ehrlicher und direkter Mensch. Ein typischer Mann seiner Zeit. Hart und liebevoll. Er fürchtete sich nicht vor dem Tod im Kampf, sei es gegen Menschen oder wilde Tiere, die ihn selbst oder seine Familie bedrohten. Gleichzeitig war er liebevoll und liebte seine Familie sehr. Dann gab es da seine Tochter Ivone. Die Liebe, die zwischen uns entflammte, war heftig und leidenschaftlich. Sie wuchs zu einer wirklich wunderbaren Beziehung heran, die wir mit einer Hochzeit und einem Kind besiegelten. Als ich in meinen Gedanken so weit kam, überkam mich ein enormer Schmerz. In meinem Kopf tauchten Erinnerungen an eine Frau auf, die mit unserem kleinen Sohn spielte. Mein Hals schnürte sich zu, als wäre er von einem eisernen Ring umklammert. Meine Augen wurden feucht, und eine einsame Träne rollte über meine Wange. Mit aller Kraft musste ich mich beherrschen und diese schönen, aber schmerzhaften Erinnerungen vorerst aus meinem Kopf verbannen.

Ich musste meinen Kopf etwas freibekommen. Da ich nirgendwo hingehen konnte, musste ich mir eine Beschäftigung suchen. Wie ich es auch früher getan hatte, begann ich, meine Waffen zu pflegen und zu reinigen. Dann bereitete ich noch einen Stapel Holz vor, um das Feuer die ganze Nacht am Brennen zu halten. Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich einem Haufen dünner Zweige und trockenen Grases, damit ich bei Bedarf schnell größere Flammen entfachen konnte. Bei dieser Tätigkeit entspannte ich mich ein wenig und fühlte mich, wenn auch nicht gut, so doch etwas besser. Schließlich bereitete ich mir ein provisorisches Bett aus trockenem Gras. Liegend auf dem Rücken beobachtete ich die aufgehenden Sterne. Inzwischen war es völlig dunkel geworden, und die Nacht war erfüllt von den Geräuschen der Wildnis. Ich war nicht mehr so verängstigt wie in der vorherigen Nacht, aber immer noch wachsam. Ich dachte wieder an meine Vergangenheit. Sofort unterdrückte ich Gedanken an meine Frau, denn ich traute mich nicht, an sie zu denken, ohne dass mich wieder Trauer überkam. Es gab jedoch eine Person, die in mir mindestens ebenso starke, aber gegen-

sätzliche Emotionen hervorrufen konnte. Der Mensch, wegen dem ich hier war. Sein abscheuliches Gesicht erfüllte meinen ganzen Geist.

„Eduard Beck," presste ich zwischen den Zähnen hervor, „wenn wir uns wieder treffen, schwöre ich, dass ich dich töten werde."

Beck war ein abscheulicher Gauner, der Spuren entdeckte, die ich in der Vergangenheit hinterlassen hatte. Er erkannte sofort, dass es eine Möglichkeit gab, durch die Zeit zu reisen, und als fanatischer Nazi sah er darin sein Schicksal. Laut seinen eigenen Interpretationen war es ihm vorherbestimmt, in die Vergangenheit zurückzukehren und an Hitlers Seite die Geschichte umzukehren. Dieses Mal eine ewige nationalsozialistische Dritte Reich zu schaffen und sich selbst an dessen Spitze zu stellen. Ein Verrückter und Fanatiker. Schließlich gelang es ihm, seine Pläne umzusetzen. Er stiftete Terror und Leid für ganze Völker. Durch seine Hand starben unzählige Menschen. Als es mir und meinem Freund gelang, nach unserer Ankunft in Beck's alternativer Zeitlinie einen Aufstand der unterdrückten Völker zu entfachen, hörte Beck's abscheuliches Drittes Reich auf zu existieren. Die letzte Aufgabe, so schien es, war es, Beck selbst daran zu hindern, das Zeitentor zu benutzen und den natürlichen Lauf der Dinge zu stören. Als ich diese Aufgabe übernahm, ahnte ich nicht, dass es mich hierher verschlagen würde. Ich wusste nicht, wo in Zeit oder Raum ich mich befand und auch nicht, wo ich das Tor suchen sollte. Es war schließlich unmöglich, den ganzen Planeten zu durchsuchen. Und das Tor musste hier nicht einmal sein. Hatte meine Anwesenheit in dieser Zeit einen tieferen Sinn, oder war ich einfach das Opfer eines dummen Fehlers geworden, als ich in dem Glauben, das Tor zu verstehen, hier landete? Mein Kopf war ein Wirrwarr, als ein Gedanke den anderen kreuzte. Ich legte noch etwas Holz auf das Feuer, diesmal rohes, damit das Feuer länger brannte und der Rauch Tiere und Insekten abschreckte. Dann legte ich mich auf mein Lager und schlief erschöpft ein, sowohl körperlich als auch psychisch.

Ich fand mich erneut in einem Traum im Böhmerwald wieder. Ich war von Becks Leuten gefangen genommen worden, als ich versuchte, in sein Kommandozentrum einzudringen. Sie hatten mich gerade mit einem Eimer kalten Wassers aufgeweckt. Ich konnte kaum den Kopf heben. Mein ganzer Körper war geschunden, ich spürte ihn kaum noch. Ich hörte auf, mich zu fragen, warum ich hierher gekommen war. Ich konzentrierte mich nur noch auf ein Ziel: Zu über-

leben. Das Verhör war brutal, aber ich wusste, dass es noch schlimmer werden würde. Sie würden vor nichts zurückschrecken. Bisher hatte ich widerstanden. Doch wie lange noch? Als ich mir vorstellte, diese Mörder würden in Torks Zeit gelangen, packte mich die Angst. Automatische Waffen und moderne Technik würden es ihnen ermöglichen, in kurzer Zeit die ganze Gegend zu beherrschen. Was danach folgen würde, wollte und konnte ich mir nicht vorstellen.

Die Tür öffnete sich und ein Mann mittlerer Statur in einem stilvollen Anzug trat ein. Es war erstaunlich, dass dieser Mann, der auf den ersten Blick aus besserer Gesellschaft stammte, von solch einer Bande von Mördern umgeben war.

„Guten Tag, Herr Brezovský", sagte er mit gebrochenem Tschechisch. „Entschuldigen Sie bitte, dass wir Sie nicht wie einen Gast behandeln. Das hängt weitgehend von Ihnen ab."

„Was wollen Sie?" fragte ich, um Zeit zu gewinnen.

Ich hatte nicht vor, ihm etwas zu verraten, aber auch brutale Schläge waren nicht angenehm.

„Was ich will?" rhetorische Frage. „Sie haben die Zeitreise gemeistert. Nach unseren Informationen sogar zweimal. Ich möchte nichts weiter von Ihnen, als dass Sie mir zeigen, wie es geht."

„Warum sollte ich das tun?" fragte ich offen. „Wenn ich es Ihnen sage, töten Sie mich."

„Ich bestreite nicht, dass das meine ursprünglichen Absichten waren. Ihre Standhaftigkeit hat mich jedoch überzeugt. Ich biete Ihnen etwas anderes an."

Er schwieg bedeutungsvoll.

„Laut unseren Informationen sind Sie ein Viertel Arier. Schließen Sie sich mir an. Auf meiner Seite. Ich biete Ihnen die Möglichkeit, Teil von etwas Großem zu sein. Ich spreche von nichts Geringerem als der Weltherrschaft."

Er schien in Trance zu geraten. Sein Gesicht war blass und hager, als er in seinen Vorstellungen versank. Nach einiger Zeit verstand ich, wovon er sprach. Es war so unglaublich monströs, dass ich fast vor Abscheu erstarrte. Dieser Mann, wenn man dieses Wesen so nennen konnte, war ein Ungeheuer. Ein Ungeheuer mit menschlichem Antlitz, das mir ewige Jugend und Macht anbot, wenn ich mich ihm anschloss. Wenn ich alles über Bord warf, woran ich glaubte, alles, was meine Eltern mich gelehrt hatten. Nein, das konnte ich nicht. Das würde ich nie tun!

„Sie sind verrückt", sagte ich direkt. „Sie wollen so viele Menschen töten. Das ist Wahnsinn. Selbst Ihr Körper ist eine Täuschung. Nach dem, was Sie mir hier sagen, müssen Sie schon ein alter Mann sein, und..."

„Freund, urteilen Sie nicht nach dem Aussehen. Was Sie sehen, ist das Ergebnis der Kombination meines Geldes und der neuesten genetischen Forschung. Ist das nicht wunderbar, ewige Jugend? Aber es fehlt noch etwas. Macht! Absolute Macht über Millionen von Leben. Ja, das will ich. Sie sagen, ich bin verrückt. Aber was ist mit Ihnen passiert, Herr Brezovský? Ein solider Geschäftsmann mit einer erfolgreichen Firma, eine vielversprechende Zukunft. Jetzt sind Sie ein Wilder und mehrfacher brutaler Mörder. Wo ist der Unterschied, ob man fünf, zehn, tausend Menschen tötet? Wir sind gleich. Also, kommen Sie zu mir, Sie werden es nicht bereuen."

Ivone vergessen? Freunde verraten? Tork, Erik und alle anderen verraten? Nein, das konnte ich nicht! Und vor allem konnte ich diesem Monster nicht die Macht über so viele Leben anvertrauen. Lieber würde ich sterben! Ich spuckte angewidert aus.

Die Szene änderte sich plötzlich. An der Seite germanischer Krieger beobachteten wir die herannahende römische Armee. Wir waren an einem Hang über dem Tal versteckt und warteten, bis sie in Reichweite unserer Bögen kamen. Der römische Kommandant war inzwischen auf etwa hundertdreißig Schritte herangekommen. Es war keine große Distanz, obwohl das Ziel sich bewegte. Wie ich beobachtet hatte, bewegte er sich ziemlich gleichmäßig, so dass seine Position recht gut abzuschätzen war. Es war nicht notwendig, Severus zu töten oder sogar zu treffen. Es genügte, wenn der Pfeil irgendwo in seiner Nähe landete und Panik ausbrach. Ein Treffer wäre natürlich besser. Mit einem bespuckten Finger überprüfte ich die Richtung und Stärke des Windes. Ich legte einen Pfeil auf die Sehne und zog sie leicht an. Ich nahm die Schützenstellung ein und beobachtete weiter das Ziel. Jetzt dachte ich nicht mehr an Severus - den Menschen. Jetzt war es nur noch ein Ziel.

„Feste Hand, sicheres Auge", wiederholte ich in Gedanken.

Diese Formeln zur Stabilisierung und Ausbalancierung des Herzrhythmus beim Schießen auf ein entferntes Ziel hatte mir mein Freund Tork beigebracht.

„Feste Hand,...", wiederholte ich ein letztes Mal.

Der Kommandant war fast auf gleicher Höhe mit mir. Ich beobachtete ihn genau. Es waren etwa hundertzehn Meter zwischen uns.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf."

Ich zählte und beobachtete, wie weit er sich inzwischen bewegt hatte. Nochmal.

„Eins, zwei, drei,..."

Gut, es ist Zeit. Ich spannte die Sehne und zielte sorgfältig. Ich bewegte den Bogen leicht nach links und ließ den Pfeil los.

Kapitel 3.

Ich erwachte mit einem Ruck. Es war nur ein Traum, entstanden aus einer Collage meiner Erinnerungen und Ängste vor der Zukunft. Wie bei den meisten Menschen nach dem Aufwachen vergaß ich allmählich, wovon ich geträumt hatte. Es blieben nur Fragmente, die keinen Sinn ergaben. Also schob ich es beiseite.

Die Sonne war gerade erst aufgegangen und der Himmel war klar und wolkenlos. Ein weiterer heißer Tag stand bevor. Ich entfachte das Feuer erneut und wärmte das Fleisch von gestern auf. Nach einem kurzen, aber nahrhaften Frühstück überdachte ich meine geplante Route erneut. Ich musste die Richtung ändern, um wieder näher an den Bach zu gelangen und meinen Wasservorrat aufzufüllen. Ich vermutete, dass es in den Hügeln nicht so sehr an Wasser mangeln würde wie in dieser offenen, ebenen Landschaft, wo der einzige Wasserquell wahrscheinlich dieser Bach war.

Als ich mich den Hügeln näherte, erkannte ich allmählich, dass es sich nicht um einen zusammenhängenden Laubwald handelte, wie ich anfangs angenommen hatte. Es waren eher spärlich mit Gebüsch bewachsene Hänge. Der Boden war hier wohl nicht besonders fruchtbar, und die Trockenheit tat der Vegetation auch keinen Gefallen. Es gab jedoch auch mehrere größere Bäume, die vereinzelt oder über dem Gestrüpp hervorragten. Außerdem sah ich kleine Haine oder Wäldchen, die aus Gruppen von Bäumen bestanden. Soweit ich erkennen konnte, handelte es sich hauptsächlich um Birken, aber auch Eichen und Hainbuchen waren gut vertreten.

Plötzlich spürte ich Unruhe. Etwas geschah. Der Wind trug Schreie der Angst und weibliches Weinen zu mir. Irgendwo musste ein Mensch sein! Oder sogar mehrere. Und sie waren definitiv in Gefahr! Dann erklang eine hohe, schrille Stimme, die für einen Moment das Weinen übertönte. Ich legte einen Pfeil auf die Sehne und machte mich in diese Richtung auf.

In einem hohen Haselnussgebüsch war eine Frau. Sie versuchte, auf einem dickeren Ast so hoch wie möglich zu klettern. Man konnte sehen, dass sie sehr verängstigt war. Unten unter ihr standen drei bärenähnliche Kreaturen. Sie versuchten, den Haselnussstrauch zu schütteln, um die Frau zu Boden zu werfen. Dabei gaben sie unkoordinierte, schrille Laute von sich.

Als ich näher kam, stellte ich fest, dass es Menschen waren. Sie waren robust, von kleiner Statur und trugen Tierfelle. Deshalb hatte ich sie zunächst für Tiere gehalten. Plötzlich wusste ich nicht, wie ich mich verhalten sollte. Ich verstand nicht, was hier vor sich ging. Ich nahm den Pfeil von der Sehne und hängte den Bogen über die Schulter. Ich war auf fremdem Territorium, und wenn ich mich feindselig verhielt, konnte ich nichts anderes als einen Angriff erwarten. Ich musste mit ihnen Kontakt aufnehmen und freundliche Absichten zeigen. Ich kam noch näher und rief in ihre Richtung.

„Heeey!" rief ich laut, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

Sie hörten sofort auf, die Frau auf dem Baum zu attackieren und drehten sich in meine Richtung. In ihren Händen hielten sie kurze Speere. Endlich konnte ich ihnen ins Gesicht sehen. Ihr Aussehen war wild, und ihre Gesichtszüge waren ziemlich grob. Es war, als hätte ein Bildhauer eine Skulptur unvollendet gelassen, und es blieben nur grobe Umrisse des Gesichts übrig. Das Erste, was meine Aufmerksamkeit erregte, waren ihre gedrungenen Nasen und fleischigen Lippen und die ausgeprägten Bögen über den Augen. Sie waren etwas kleiner als ich, aber ihre robust gebauten Brustkörbe deuteten auf große Stärke hin.

Sie wechselten ein paar Worte in einer Sprache, die ich nicht verstand. Dann stürmten sie alle drei wie auf Kommando mit gerichteten Speeren auf mich zu. Aus ihren Kehlen kam dieser unangenehme hohe, kreischende Laut, den ich bereits zuvor gehört hatte.

Die Situation war klar, es würde keine freundliche Begegnung sein. Sie wollten mich direkt töten. Ich hatte keine Zeit, effektive Strategien zu überlegen. Sie waren nur etwa zwanzig Meter entfernt und näherten sich sehr schnell. Ich hob meinen Speer vom Boden auf und warf ihn gegen die Angreifer. Der Speer flog eine kurze Distanz und traf den ersten der Läufer hoch in die Brust. Die Trägheitskraft des Speers trieb die Spitze durch den ganzen Körper, und die Spitze selbst sprang auf der anderen Seite heraus. Der Mann fiel auf die Knie, und wieder erklang dieser schreckliche, schmerzerfüllte Schrei. Die anderen beiden beachteten ihn überhaupt nicht und versuchten auch nicht, ihm zu helfen, sondern näherten sich schnell.

Ich riss meine Kampfaxt vom Gürtel und warf sie ohne zu zögern auf das nächste Ziel. Die sich drehende Axt flog durch die Luft wie ein Todesbote und verkeilte sich im Hals des nächsten Angreifers. Die Wucht des Auf-

pralls riss seinen Kopf so heftig nach hinten, dass er auf den Rücken fiel. Die Schneide der Axt durchtrennte die Luftröhre und die Halsschlagader und steckte im Gewebe fest. Der tödlich verletzte Mann versuchte noch, die Axt aus der Wunde zu ziehen. Er erreichte nur, dass er eine massive Blutung auslöste, die ihn in einem Moment tötete.

Der dritte Angreifer war nun bei mir. Er stach mit seinem kurzen Speer in Richtung meines Bauches. Im letzten Moment sprang ich etwas zur Seite, aber er traf mich dennoch teilweise. Seine Spitze durchdrang meine Hirschlederweste und traf mich nicht sehr tief in den Muskel an der Seite. Ein scharfer Schmerz durchzog meinen Körper, und ich schrie auf. Aus der Wunde begann Blut zu sickern. Beim nächsten Angriff des Gegners gelang es mir wieder, zur Seite zu springen, aber diesmal griff ich mit meiner linken Hand nach dem Schaft seines Speers und versuchte, ihn ihm zu entreißen. Doch dann stellte ich fest, dass das ein Fehler war. Der Mann hatte enorme Kraft. Mit einer einzigen Bewegung warf er mich zur Seite, und ich landete auf dem Boden. Der Angreifer bereitete sich auf einen weiteren Angriff vor.

Ich griff mit den Fingern in den staubigen Boden und warf ihm Erde ins Gesicht. Das hielt ihn für einen Moment auf. Er keuchte und schrie wieder mit seiner kreischenden Stimme. Ich drehte mich auf dem Boden und entging nur knapp der Spitze seines Speers. Sie bohrte sich nur wenige Zentimeter von meinem Gesicht in die Erde.

Ich gelang es, mein langes Messer zu ziehen. Mit aller Kraft trat ich mit der Ferse gegen sein Bein. Es war, als hätte ich gegen eine Betonmauer getreten. Trotzdem störte ich sein Gleichgewicht, und dabei ließ er den Speer los. Er sprang auf mich und packte mich mit starken Händen am Hals. Die Kraft seines Griffs war gewaltig. Mit einer Hand wehrte ich mich, während ich mit der anderen fest das Messer hielt. Ich stach es ihm unter den Brustkorb in den Körper. Die scharfe Klinge schnitt mühelos durch seine Kleidung unter die Rippen und traf das Herz. Ich drehte das Messer, um die Wunde zu vergrößern und den Weg für das austretende Blut freizumachen. Der Druck auf meinen Hals ließ nach. Der Mann erstarrte in ungläubigem Erstaunen und kippte dann lautlos neben mich. Tot.

Ich blieb noch einen Moment neben seiner Leiche liegen, völlig erschöpft. Ich atmete schnell und flach, während das Adrenalin noch immer in meinem Blut zirkulierte. Allmählich begann eine ungewöhnliche Schwäche

über mich zu kommen. Dann wurde mir bewusst, dass ich immer noch aus der Verletzung in der Seite blutete. Offenbar hatte es mein Gegner geschafft, eine der größeren Adern zu treffen, und obwohl die Wunde auf den ersten Blick nicht schwerwiegend erschien, blutete es ziemlich stark.

Mühsam zog ich aus meinem Beutel ein Etui mit Erste-Hilfe-Utensilien. Als ich das kleine Gefäß mit starkem Alkohol öffnete, umwehte mich sein typisch starker Geruch. Vorsichtig goss ich etwas auf ein Stofftuch und reinigte die Wunde. Ein stechender Schmerz trieb mir Tränen in die Augen. Unwillkürlich schrie ich auf. Dann reinigte ich die Wunde weiter, um sie zu desinfizieren. Der Schmerz kam wieder, aber dieses Mal ertrug ich ihn ohne ein Wort. Ich zog eine kleine bronzene Nadel und etwas Faden heraus und begann, die Wunde auf der Vorderseite zu nähen. Das gelang mir ziemlich gut. Das Problem war, dass ich die Wunde auf der Rückseite wahrscheinlich nicht nähen konnte. Ich konnte mich nicht so drehen, dass ich sie richtig sehen und noch dazu ordentlich nähen konnte.

Der Blutverlust begann, seinen Tribut zu fordern. Mein Blick wurde unscharf und manchmal hörte ich sogar auf, meine Umgebung wahrzunehmen. Dann sah ich sie. Das Mädchen - etwa siebzehn Jahre alt - kam langsam auf mich zu. Sie verhielt sich vorsichtig. Auch wenn ich ihr das Leben gerettet hatte, war ich immer noch ein Fremder und eine mögliche Bedrohung. Sie musterte mich misstrauisch, als könnte sie sich nicht entscheiden, ob sie fliehen oder bleiben sollte.

„Hab keine Angst", sagte ich langsam, bemüht, eine freundliche Tonlage zu verwenden, „ich werde dir nicht wehtun."

Meine Worte schienen sie ein wenig zu erschrecken. Offensichtlich verstand sie mich nicht.

„Komm näher, bitte", winkte ich ihr zu. „Ich brauche deine Hilfe."

Ich deutete erneut, dass sie näher kommen sollte, und versuchte zu lächeln. Ich zeigte auf die Wunde an der Vorderseite. Dann zeigte ich auf die Rückseite und deutete mit meinem Kopf, dass ich sie nicht selbst nähen konnte. Ich brauchte wirklich ihre Hilfe.

Endlich verstand sie. Sie nickte und kam zu mir. Sie war immer noch angespannt und etwas wachsam, aber man konnte sehen, dass sie sich entschieden hatte, mir zu vertrauen. Und zu helfen. Sie nahm die kleine Nadel und begann recht geschickt, meine Wunde zu nähen. Sie bemühte sich, sanft zu

arbeiten, um mir keinen weiteren unnötigen Schmerz zuzufügen. Die ganze Zeit murmelte sie leise in ihrer Sprache vor sich hin. Es klang, als wollte sie mich beruhigen. Ich verstand kein Wort, aber es störte mich nicht besonders. Sie gab sich zumindest Mühe.

Als sie mit dem Nähen fertig war, wies ich auf das kleine Gefäß mit Alkohol und das Tuch.

„Damit bitte reinigen", bat ich sie und zeigte ihr, wie sie vorgehen sollte.

Sie öffnete den Deckel und verzog das Gesicht.

„Riecht nicht gut, oder?", sagte ich mit einem Lächeln.

Ich rümpfte auch die Nase, um ihr zu zeigen, dass es mir auch nicht gefiel.

Sie lächelte und nickte. Langsam gewann ich ihr Vertrauen.

„Ich bin Peter", sagte ich und berührte meine Brust.

„Peter", wiederholte sie und zeigte auf sich.

Ich lachte, so gut es mein Brustschmerz zuließ. Dann schüttelte ich den Kopf und versuchte es erneut.

„Peter", zeigte ich auf mich. Dann deutete ich auf sie und fragte mit betontem Fragezeichen in der Stimme: „Du?"

Sie lächelte und wiederholte nach mir. Sie zeigte auf mich und sagte: „Peter."

Ich nickte und lächelte als Belohnung. Sie schien ziemlich clever zu sein und lernte schnell.

Dann zeigte sie auf sich selbst und sagte: „Du?"

Ich wollte sie nicht weiter verwirren, also ließ ich es dabei. Vorläufig werde ich sie also „Du" nennen.

Dann wurde das Mädchen ernst und zeigte auf die Leiche des Wilden, die nur wenige Schritte entfernt lag. Ich war so mit mir selbst beschäftigt, dass ich ihn völlig aus den Augen verloren hatte.

„Saroma!", zischte sie angewidert und verzog das Gesicht.

Ich verstand sie genau. Diese Menschen waren ihre Feinde und nun auch meine.

Dann zeigte sie auf den Himmel. Die Sonne war bereits weit über den Zenit hinaus und näherte sich dem Untergang. Wie ich schon wusste, würde es in ein paar Stunden dunkel sein. Ich nickte. Es war Zeit zu gehen. In der Gesellschaft von drei Leichen hatten wir nichts mehr zu tun. Außerdem würde der Geruch des Todes bald Fleischfresser anlocken.

Sie half mir aufzustehen und meine Sachen einzusammeln. Die Verletzung drückte etwas, aber es war nicht so schlimm. Ich hatte schon Schlimmeres erlebt. Bevor sie mir das Messer reichte, betrachtete sie es lange interessiert. Auch die Axt. Trotz einiger Schwierigkeiten gelang es ihr, den Speer aus dem Körper des ersten Angreifers zu ziehen. Wenn nichts anderes, würde er mir als Stütze beim Gehen dienen. Wir wischten die blutigen Waffen im Gras ab und konnten losgehen.

Das Mädchen hieß Anné. Als die Jäger des Bärenmänner-Stammes ihren Bruder töteten und sie zusammen mit einer Freundin bei der Suche nach essbaren Wurzeln überfielen, floh sie. Gegen die Bärenmänner hatte sie jedoch keine Chance. Ihre Ausdauer und Kraft waren unvergleichlich. In Panik rannte sie zunächst so schnell sie konnte, wurde aber nach kurzer Zeit müde. Sie versuchte, langsamer und in gleichmäßigem Tempo zu laufen. Sie rannte lange und wurde immer müder. Das Brennen in ihren Lungen zwang sie schließlich anzuhalten. Jetzt war sie sich sicher, dass sie ihnen nicht entkommen konnte. Als ihr das bewusst wurde, begann sie schnell nachzudenken. Sie versuchte, sie zu täuschen und sich auf einem Baum zu verstecken. Es schien, als hätte sie es tatsächlich geschafft, als einer der Verfolger einen abgebrochenen Zweig bemerkte, der beim schnellen Klettern geknackt hatte. Während die Jäger diskutierten, hallten ihre widerlichen Stimmen durch die Gegend. Sie schauten nach oben in die Baumkrone und entdeckten sie. Sie sah die Jagdbegeisterung in ihren Augen. Aber da war noch etwas anderes. Die Bärenmänner entführten gerne Frauen und Mädchen aus ihrem Stamm. Sie hatte oft von älteren Frauen von ihrer gewalttätigen Natur gehört, wenn sie einer von ihnen in die Hände fiel.

Als sie anfingen, den dünnen Baumstamm, an dem sie sich ängstlich festhielt, zu schütteln, verwandelte sich ihre Angst in Entsetzen. Sie schrie vor Schreck, obwohl sie wusste, dass ihr niemand zur Hilfe kommen würde. Sie war viel zu weit von ihrem Territorium entfernt.

Und dann erschien er. Groß und ohne Angst. Er musste ein guter Geist des Waldes sein oder so etwas. Er unterschied sich so sehr von ihren Leuten und ähnelte ihnen doch. Dieses weiße Haar verwirrte sie. Sie hatte so etwas noch nie an einem jungen Mann gesehen. Er rief etwas in Richtung der Bärenmänner. Der Klang seiner Stimme erschreckte sie. Für sie war es jedoch ein Klang süßer als Vogelgesang. Die Stimme der Rettung. Als er von den

Bärenmännern angegriffen wurde, tötete er sie alle. Der zweite Angreifer fiel tot zu Boden, als das glänzende Ding aus der Hand des Weißhaarigen flog. Es war, als hätte er eine geheimnisvolle Macht. Erst später erkannte sie, dass es nur ein Werkzeug aus glänzendem, hartem Material war, das sie noch nie gesehen hatte. Die Bärenmänner verletzten den Weißhaarigen schließlich doch. Anfangs hatte sie Angst, aber dann entschied sie, ihm Güte zu erweisen und ihm bei der Behandlung seiner Wunden zu helfen. Die Nadel, die er zur Reparatur seiner Haut benutzte, war aus demselben Material wie die Waffen. Sie war viel dünner und schärfer als die Knochennadeln, die die Leute ihres Stammes zur Herstellung von Kleidung verwendeten. Der Klang seiner Sprache war sanft und melodisch und verwirrte sie ein wenig. Es klang jedoch schön. Als er lächelte, wusste sie, dass sie ihm vertrauen konnte, er stellte keine Gefahr für sie dar. Kurz glaubte sie, er frage nach ihrem Namen, aber sie war sich nicht sicher. Die Anrede „Du" war wahrscheinlich in seiner Sprache eine Bezeichnung für eine Frau, also ließ sie es dabei.

Es war höchste Zeit, von dort wegzugehen. Die Menschen ihres Stammes mieden es, sich auf offenes Land zu begeben. Es gab zu viele große Raubtiere, und man konnte sich nicht gegen sie verteidigen. Die Sonne begann bereits, sich dem Horizont zuzuneigen, und bald würde die Nacht hereinbrechen. Die Älteren ihres Stammes betonten immer wieder die Notwendigkeit, zu dieser Zeit bereits in der Sicherheit der Siedlung zu sein. Außerdem war Peter - so hieß er - verletzt und würde langsam gehen. Während des gesamten Weges warf sie gelegentlich einen Blick auf den Mann. Woher kam er? Aus einem Stamm am Ende der Welt? Sie war sich jetzt sicher, dass er ein Mensch war. Sie fragte sich, wie ihr Volk ihn aufnehmen würde. Sie waren Fremden gegenüber misstrauisch und ablehnend. Normalerweise reagierten sie ähnlich wie die Bärenmänner. Sie versuchten, Eindringlinge zu vertreiben oder sofort zu töten. Aber mit einigen Stämmen hatten sie auch gute Beziehungen, zumindest, wenn dort alte Verwandtschaftsbeziehungen bestanden. Dann veranstalteten sie gemeinsame Großjagden und suchten unter den Stämmen Frauen aus. Auch sie würde dieses Jahr von einem der Männer ausgewählt werden, und wenn sie sich mit ihrem Vater einigen, würde sie mit ihm in ein neues Zuhause gehen. Sie hoffte nur, dass es jemand wie der junge Aram aus dem Bergstamm sein würde. Bei seinem Anblick schlug ihr Herz immer schneller. Das letzte Mal

tauschten sie einige heimliche Blicke aus, und sie spürte, dass sein Herz im gleichen Rhythmus schlug wie ihres. Wenn nur der Große Geist es zulassen würde, dass sie zusammenkommen. Das wäre ein Glück! Sie würde ihm starke Kinder schenken. Einen Moment lang träumte sie von einer möglichen Zukunft, dann zwang sie sich jedoch, sich auf die Gegenwart zu konzentrieren. Jetzt war es an ihr, diesen Mann zu schützen und ihren Stamm davon zu überzeugen, ihn aufzunehmen.

Das Licht nahm merklich ab. In der Ferne brüllte ein großes Raubtier, das sich auf einen Angriff auf seine Beute vorbereitete. Sie zitterte am ganzen Körper. Sie mussten weitergehen, ohne Pause, obwohl der Verletzte es am meisten brauchte. Sie sah ihn besorgt an. Sein Gesicht war blass und Schweiß stand auf seiner Stirn. Der Blutverlust hatte ihn offensichtlich geschwächt, und sie hoffte nur, dass es nicht zu viel war. Eine kurze Pause würde ihm guttun.

Wieder war dieses schreckliche Gebrüll zu hören, diesmal deutlich näher. Panik ergriff sie. Bis zu ihrer Siedlung war es noch ein gutes Stück, und bald würde es dunkel sein.

Ich folgte meiner Begleiterin durch den lichten Wald, aber meine Kräfte schwanden. Die Erfahrung sagte mir, dass es gefährlich ist, sich zu sehr zu verausgaben. Ich konnte nicht abschätzen, wie weit der Ort entfernt war, zu dem sie mich führte. Ich konnte kein Risiko eingehen. Wir mussten uns irgendwo hier niederlassen und ein Lager aufschlagen. Also begann ich, nach geeigneten Plätzen Ausschau zu halten. Schließlich entschied ich, dass wir die Nacht neben einer mächtigen alten Eiche verbringen würden. Ihr dicker Stamm würde uns von einer Seite schützen, und das Feuer würde das seine tun. Ich blieb stehen und rief der Frau zu: "Du, halt an. Hier werden wir die Nacht verbringen", sagte ich und zeigte auf den ausgewählten Platz.

Ich sah, dass sie nicht einverstanden war und versuchte mir eifrig etwas zu erklären. Wahrscheinlich wollte sie ausdrücken, dass es hier zu gefährlich ist und wir so schnell wie möglich weiterziehen müssen. Ihre Rede war schnell, und ich konnte kaum erkennen, wo ein Satz begann und endete. Offensichtlich war sie gestresst.

"Warte einen Moment", unterbrach ich ihren Redeschwall.

Ich hob einen kleinen Zweig auf und begann, auf den Boden zu zeichnen. Ich malte zwei Figuren.

"Peter", zeigte ich auf eine davon.

Dann stach ich mit dem Ende des Zweigs in die andere.

"Du", erklärte ich ihr.

Sie nickte, dass sie verstand. Sie lächelte sogar, als sie sah, wie ich sie darstellte.

Dann zeigte ich auf den Himmel und deutete auf die Sonne. Ich versuchte, sie nach der Entfernung zwischen uns und ihrem Zuhause zu fragen. Nach ihrer Erklärung waren wir etwa ein Viertel eines Tages entfernt. Sofort war mir klar, dass es keinen Sinn machte, heute weiterzugehen. Ich malte also ein Feuer neben unsere Figuren und deutete an, dass wir hier übernachten würden.

Ihre Augen weiteten sich vor Angst. Sie nahm den Zweig aus meiner Hand und begann nun selbst zu zeichnen. Sie machte eine Linie zwischen ihrem Stamm und uns und malte dann ein paar weitere Figuren in unserer Nähe.

"Saroma!" sagte sie wieder dieses Wort wie damals, als sie auf den toten Angreifer zeigte.

"Saroma! Saroma!" wiederholte sie und malte noch einige Figuren.

Ich verstand es ganz genau. Wir befanden uns im Jagdgebiet ihrer Feinde. Ich hatte bereits Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, dass mit ihnen nicht zu spaßen ist. Aber nachts durch den dunklen Wald zu gehen war tödlich gefährlich, besonders nachdem ich einige der hiesigen Tiere gesehen hatte. Ich schüttelte den Kopf.

"Es tut mir leid, Du, aber wir müssen hierbleiben."

Ohne weitere Erklärungen begann ich, Holz für ein Feuer zu sammeln. Sie versuchte noch eine Weile, mich zu überzeugen, gab dann aber auf und half mir. Bald brannte ein kleines, fröhliches Feuer, und wir legten uns auf ein hastig hergerichtetes Bett aus Zweigen und Gras. Ich bedauerte ein wenig, dass ich meine Bärenfelldecke nicht dabei hatte, in die ich mich hätte einwickeln können, da die Nächte hier kühl waren. So wärmten wir uns zumindest gegenseitig ein wenig. Ich musste darauf achten, dass das Feuer groß genug war, um die Tiere abzuschrecken, wollte aber keine unerwünschte Aufmerksamkeit erregen. Wie ich feststellte, hatten die Tiere in dieser Gegend eine tief verwurzelte Angst vor Feuer, aber es gab auch andere Raubtiere, die das Feuer anziehen könnte. Saroma - die Wilden Menschen,

wie ich sie in Gedanken nach unserer ersten Begegnung nannte. Ich konnte nur hoffen, dass der Stamm des Mädchens etwas freundlicher sein würde.

Langsam schlief ich ein. Noch einmal drehte ich mich zu meiner Gefährtin um und flüsterte: „Gute Nacht, Du."

„Anné", kam es schläfrig von ihr.

„Peter, Anné", ergänzte sie zur Erklärung, bis mir endlich klar wurde, wie sie hieß.

„Gute Nacht, Anné", sagte ich noch einmal.

„Gute Nacht, Peter", antwortete sie und schlief langsam ein.

Ich musste lächeln. Auch wenn sie die genaue Bedeutung der Worte nicht verstand, sprach sie sie ziemlich gut aus. Heute war ein harter Tag. Die Stichwunde an meiner Seite schmerzte ziemlich, so dass ich Mühe hatte, eine einigermaßen bequeme Schlafposition zu finden. Für den Moment konnte ich nichts weiter tun. Es brauchte Zeit, bis die Wunde heilte.

Die Erschöpfung des anstrengenden Tages siegte langsam, und der Schlaf übermannte mich.

„Du musst mehr trainieren!", tadelte mich Tork streng. „Wenn du einem Raubtier oder einem Feind gegenüberstehst, darfst du nicht zögern. Die Waffe muss Teil deines Körpers werden."

Er reichte mir eine Kampfaxt.

„Jetzt!", forderte er plötzlich.

Ich warf die Axt gegen das Übungsziel. Sie traf genau. Wäre dort ein Mensch gestanden, wäre es um ihn geschehen.

Ohne ein Wort reichte er mir eine weitere.

Ich nahm sie in die Hand und warf sie ohne zu zielen auf ein weiter entferntes Ziel. Der Treffer war genau. Es folgten ein Dolch, ein Speer, ein Bogen und Pfeile. Alle trafen ihre gewählten Ziele.

„Warum glaubst du, dass du nicht bereit bist zu überleben?", fragte mich Tork plötzlich.

Ich drehte mich zu ihm um und erst jetzt wurde mir klar, dass ich eigentlich gar nicht hier sein sollte.

„Ich weiß nicht. Ich kenne das Land nicht, die Tiere, die Menschen. Ich weiß nicht, was ich tun soll." Ich antwortete ehrlich.

Tork nickte nachdenklich.

„Alles hat seine Zeit", sagte er schließlich, „es muss noch viel geschehen."

„Was soll geschehen?“, fragte ich direkt.

Er schüttelte wieder den Kopf und wiederholte: „Alles hat seine Zeit. Alles hat seine Bedeutung.“

Ich hatte genug davon. Ich mochte Tork wirklich, aber jetzt packte mich der Ärger. Ich beherrschte mich jedoch und stellte ihm die Frage, die mich schon länger quälte.

„Tork, bist du echt?“

„Wie meinst du das, Peter?“, fragte er.

„Bist du wirklich hier bei mir? Oder bilde ich mir das nur ein?“

Er lächelte leicht.

„Spielt das eine Rolle?“, fragte er.

„Für mich schon“, antwortete ich heftig.

„Das musst du selbst entscheiden. Aber jetzt ist nicht die Zeit für leere Diskussionen. Erinnerst du dich an jene Nacht im Gebiet von Agrosans?“

„Ja“, antwortete ich. „Wie könnte ich das vergessen. Du hast mich beim Feuer gelassen und die Umgebung bewacht. Du hast auf Feinde gewartet. Eigentlich hast du mich als Köder benutzt“, fügte ich vorwurfsvoll hinzu.

„Ja, aber es hat funktioniert“, lächelte er mit seinem typischen Lächeln.

„Meinst du, ich sollte heute dasselbe tun? Und was ist mit Anné? Was, wenn sie ihr wehtun?“

„Das glaube ich nicht. Sie ist nicht in dieser Art von Gefahr. Die wilden Menschen schätzen Frauen als Mütter ihrer Kinder“, fügte er zur Erklärung hinzu.

„Das beruhigt mich ja sehr“, sagte ich ironisch. „Und mich würden sie nicht als Vater ihrer Kinder schätzen wollen? Ich könnte sicher ihre Gene bereichern.“

Tork zuckte mit den Schultern.

„Mach, wie du denkst“, sagte er ohne Groll. „Es liegt an dir.“

Plötzlich wurde sein Gesicht ernst.

„Sie sind auf eurer Fährte. Sei bereit!“

Ich erwachte. Ein Stück von unserem Lager entfernt knackte im Dunkeln ein Zweig, als sich ein Tier durch das Unterholz zwängte. Im Nu hatte ich den langen Dolch in der Hand. Ich schloss die Augen und lauschte konzentriert den nächtlichen Geräuschen. Das Tier entfernte sich langsam, und der Lärm verstummte.

Gut, was nun? Anné schlief einen ruhigen Schlaf. Sie war zwar ein Kind ihrer Zeit, aber sie lebte in der relativen Sicherheit der Gemeinschaft, und ihre Instinkte und Sinne waren nicht so geschärft wie meine. Wenn Tork Recht hatte, kamen sie von links. Aber konnte man ihm trauen? War das wirklich er, oder hatte mein Unterbewusstsein diesen Traum geschaffen, um mich vor Gefahr zu warnen? Das war jetzt egal. Auch ich war mir bewusst, dass eine solche Bedrohung mehr als real war. Wäre ich heute nicht so erschöpft gewesen und verletzt, hätte ich es wahrscheinlich früher bemerkt.

Sie wussten sicherlich, dass wir nur zu zweit waren und dass eines davon ein Mädchen war. Sie mussten überrascht sein, als sie die drei Toten fanden, aber meine Spuren verrieten, dass ich verletzt war. Wie könnten sie einer so verlockenden Aussicht widerstehen? Ein verletzter Mann und ein junges Mädchen. Trotz des kurzen Kontakts mit ihnen war ich mir ziemlich sicher, dass sie nicht aufgeben würden. Die Frage war jetzt, wie viele von ihnen kommen würden. Sich nachts durch diesen Wald zu wagen, bedeutete großen Mut, auch für Menschen, die dieses Land gut kannten. Und sie hatten die Leichen gefunden! Also fünf oder mehr. Ich hatte drei ihrer Männer getötet, sie würden das nicht auf die leichte Schulter nehmen. Ich nahm an, dass sie in einer Gruppe meiner Spur folgen würden, bis sie auf unser Lager stießen. Dann würden sie uns umzingeln und auf Nummer sicher gehen. Ich überlegte alle möglichen Szenarien, aber am Ende wartete der Tod. Natürlich hätte ich fliehen und Anné ihrem Schicksal überlassen können, in der Hoffnung, dass sie sich eine Weile mit ihr beschäftigen würden. Als ich in Gedanken so weit gekommen war, verwarf ich das sofort. Ich hatte sie bereits einmal gerettet und fühlte mich verantwortlich für sie. Sie vertraute mir, und ich konnte sie einfach nicht so im Stich lassen. Also würde ich mich ihnen stellen, aber unter meinen Bedingungen.

Leise, um Anné nicht zu wecken, begann ich, meine Waffen vorzubereiten. Einen Teil der kalten Asche übergoss ich mit etwas Wasser und schwärzte damit gründlich die glänzenden Metallteile meiner Waffen. In diesem Land hatte ich bisher nur mondlichte, wolkenlose Nächte erlebt, und jeder Glanz des Metalls könnte den Feind leicht auf mich aufmerksam machen. Mit den Resten der schwarzen Farbe zog ich mir einige Linien über das Gesicht. Meine Hände waren von der vorherigen Arbeit so verschmiert, dass ich sie nicht extra schwärzen musste. Ich war bereit für das nächtliche Treffen.

Ich machte einen weiten Bogen um den Ort, von dem wir gekommen waren. Der Wald hier war ziemlich licht, und das Mondlicht beleuchtete ausreichend die Stellen, durch die ich ging. Die Schattenplätze waren jedoch pechschwarz. Insgeheim betete ich, dass sich in diesem Teil des Waldes gerade kein Raubtier aufhielt. Vor allem nicht eines von der Größe, wie ich es zuvor in der Prärie gesehen hatte. Die Entfernung, die ich zurücklegte, schien mir angemessen. Selbst im Mondlicht konnte ich einige der Orte erkennen, die wir zuvor mit Anné passiert hatten. Also würden sie höchstwahrscheinlich diesen Weg nehmen.

Ich wartete bereits etwa eine Stunde und begann, Steifheit zu spüren. Besonders die verletzte Seite begann schon vor einer Weile zu brennen und war jetzt in Flammen. Es fühlte sich an, als würde mir jemand glühendes Eisen auf den Körper pressen.

Die Zeit verging. Ich begann zu hoffen, dass ich mich geirrt hatte, als ich diesen Geruch wahrnahm. Er war ähnlich wie der der Angreifer zuvor. Also kamen sie. Ich hörte Fetzen ihrer Sprache. Sie sprachen in schrillen Stimmen und verwendeten oft ein Rasseln, um ihre Worte zu betonen. Eine Stimme war lauter als die anderen, und als sie zu sprechen begann, schwiegen die anderen. Wahrscheinlich war es ihr Anführer. Das Schlimmste war, dass ich ihre Anzahl nicht genauer einschätzen konnte. Nach ihren Stimmen könnten es vier sein, aber einige der niedrigeren Mitglieder der Gruppe könnten schweigen. Sie wussten wahrscheinlich bereits, wo unser Lager war, denn sie begannen, sich in verschiedene Richtungen zu verteilen. Ich hörte, wie sie sich durch den nächtlichen Wald einen Weg bahnten. Offensichtlich waren sie keine nächtlichen Jäger, zumindest nicht nach den Maßstäben von Torks Welt. Für mein geschultes Ohr waren sie viel zu laut.

Ich hockte im Schatten eines großen Busches, als sich einer von ihnen in meine Richtung bewegte. Langsam spannte ich die Bogensehne bis zum Anschlag. Mein verletzter Körper protestierte gegen diese Belastung, aber ich ignorierte es. Mit zusammengekniffenen Augen, damit der Feind ihren Glanz nicht bemerkte, überprüfte ich noch einmal die Umgebung. Alles klar. Niemand sonst war da. Kurz zielte ich und ließ den Pfeil los. Man konnte ihn kaum sehen, wie er flog, als er plötzlich im Auge meines Ziels auftauchte. Der Pfeil, angetrieben von großer Kraft, tötete ihn sofort. Er fiel zu Boden und regte sich nicht mehr. Das Geräusch des fallenden Körpers war für meinen

Geschmack zu laut, also wartete ich angespannt, ob sich jemand anderes nähern würde. Nichts. Gut, dann weiter.

Rechts von mir raschelte leise das Unterholz. Ich schlich mich in die Richtung. Nach einer kurzen Weile stieß ich auf einen weiteren Jäger. Dieser Mann war etwas vorsichtiger und beobachtete seine Umgebung sorgfältig aus dem Schutz eines niedrigen Busches. Ich hätte ihn fast nicht bemerkt. Als ich näher kam, war ich plötzlich fast bei ihm. Er drehte sich gerade in meine Richtung, und der Glanz seiner Augen erregte meine Aufmerksamkeit. Schnell schickte ich einen Pfeil in seine Richtung. Irgendwie schaffte er es reflexartig, die Hand mit dem Speer zu heben. Mein Pfeil prallte von der Waffe ab und verschwand im dunklen Wald. Der Mann erstarrte für einen Moment, wahrscheinlich überrascht von meinem Erscheinen. So etwas hatte er in seinem bisherigen Leben noch nicht gesehen. Dann öffnete er den Mund zum Schreien. Das durfte ich nicht zulassen. Ein weiterer Pfeil traf ihn direkt ins Herz. Der Schrei blieb ihm im Halse stecken, als er tot zu Boden fiel. Das waren zwei. Wie viele waren noch übrig? Das wusste ich nicht. Ich musste geduldig sein und die nächtliche Jagd fortsetzen.

Von links ertönte eine gedämpfte Stimme. Einer von ihnen, beunruhigt durch verdächtige Geräusche, kehrte zurück. Als er an meinem Versteck vorbeiging, wartete ich einen Moment. Dann trat ich aus dem Schatten und stach ihm die lange Klinge bis zum Griff mitten in den Rücken. Ich zog sie sofort heraus und stach noch einmal zu. Ich fing den fallenden Körper auf und legte ihn leise auf den Boden. Jetzt musste ich mich beeilen. Genug Zeit war vergangen, dass einer von ihnen unser Lager erreicht haben könnte. Unterwegs stieß ich auf einen weiteren, der sich meinem Lagerplatz von hinten näherte. Ein präziser Schlag mit der Kampfaxt seitlich in den Hals trennte ihm fast den Kopf vom Körper ab. Die Klinge, scharf wie eine Rasierklinge, durchtrennte das Rückenmark und die Halsschlagader. Blut spritzte und benetzte mein Gesicht. Ich wischte mir das Blut aus den Augen. Ich war etwa zehn Schritte vom Lager entfernt, also wenn hier noch jemand war, mussten sie Anné schon sehr nahe sein. Ihre Antwort auf meine Befürchtungen war ihr Schrei in die Nacht. Dann ertönte eine weitere Stimme. Es waren Geräusche eines kurzen Kampfes zu hören. Dann wurde es still. Ich konnte nicht länger warten. Anné war in Gefahr. Wie lange würde es dauern, bis der Angreifer merkt, dass seine Gefährten tot sind? Wenn er das realisiert,

könnte er etwas Unvorhergesehenes tun. Er könnte ihr wehtun. Schnell zog ich die blutigen Kleider meiner vorletzten Beute an. Es war eine einfach zugeschnittene Pelzweste, ähnlich einer lockeren Weste. Es war sehr unangenehm, dass sie ganz mit Blut durchtränkt war, aber ich hatte keine Wahl. Ich bedeckte meine Haare mit einer Art Pelzmütze mit Verzierungen.

„Gott", betete ich innerlich, „bitte lass das funktionieren!"

Ich nahm den kurzen Speer des ersten Kriegers und schlich mich leicht gebückt zum Lager. Wie ich vermutet hatte, war unser Feind gerade dabei, sich seine Belohnung auszusuchen. Anné lag am Boden, anscheinend bewusstlos. Der Bärenmann beugte sich über ihren reglosen Körper und begann hastig, Teile seiner Kleidung abzulegen. Als ich mich näherte, sah der Angreifer in meine Richtung. Mein Kostüm täuschte ihn jedoch leicht in der Dämmerung, die hier herrschte. Er sagte etwas in seiner unangenehmen Sprache zu mir und richtete dann seine Aufmerksamkeit wieder auf die vor ihm liegende Frau.

Mit gesenktem Kopf näherte ich mich langsam. In meiner Hand wog ich ihren Speer. Er war zu kurz und ziemlich schwer, und es war unwahrscheinlich, dass ich ihn gut werfen könnte. Und wenn doch, dann nur über eine kurze Distanz und mit dem Risiko, Anne zu treffen. Er war nicht ausgewogen genug für Würfe. Es war eine einfache, aber tödliche Stichwaffe.

Als ich den Wilden und die wehrlose Anne am Boden liegen sah, packte mich die Wut. Bis jetzt hatte ich als erfahrener Jäger mit ziemlich kühlem Kopf die Gegner ausgeschaltet. Aber der Anblick einer mir nahestehenden Person in Gefahr, jagte mir Feuer in die Adern.

"Jetzt ist die Zeit", dachte ich und hob mit beiden Händen den schweren Speer, bereit zum Angriff.

In diesem Moment erklang aus dem nahegelegenen Wald ein furchterregendes Brüllen, das das Blut in den Adern gefrieren ließ. Auf die kleine Lichtung unseres Lagers trat eine gewaltige dunkle Gestalt. Sie bewegte sich langsam, als wüsste sie, dass die Beute ihr nicht entkommen konnte. In dieser Hinsicht hatte sie wohl recht.

Ich blickte in Richtung des erloschenen Feuers. Der feindliche Krieger war ebenfalls auf der Hut und hielt fest einen kurzen Speer in den Händen. Er war bereit, sich dem nächtlichen Besucher zu stellen.

Als die dunkle Masse an die Stelle trat, wo der Mondlicht durch die Baumkronen schien, war endlich zu erkennen, dass es sich um einen Bären handelte. Dieses Exemplar war wirklich beeindruckend. Als er auf allen Vieren stand, war er ungefähr so groß wie ich. Der Bär verharrte einen Moment, als würde er entscheiden, wen von uns er verschlingen sollte. Dann bewegte er sich zwei Schritte in meine Richtung. Er hatte also mich ausgewählt. Ich wunderte mich nicht wirklich darüber, in diesem blutigen Fell musste ich auf ihn wie eine offene Metzgerei wirken. Das Tier brüllte wieder auf und richtete sich auf die Hinterbeine. Es musste fast drei Meter groß sein, und ich wusste, dass ich das wohl nicht überstehen würde. Plötzlich erinnerte ich mich an die Geschichte eines Mannes, der von einem Bären angegriffen wurde und vortäuschte, tot zu sein. Das stumpfte die Raubtierinstinkte ab, und letztendlich griff es ihn nicht an. Ich ließ mich vorsichtig zu Boden sinken und blieb regungslos liegen. Mein Herz schlug wie eine Glocke. Ich dachte, es würde mir sicher aus der Brust springen.

Der Bär sank auf alle Viere und näherte sich mir mit schleifenden Schritten. Die ganze Zeit brummte er, als würde er mit sich selbst reden.

Ich spürte seine feuchte Schnauze auf meiner Schulter. Als er Luft ein- und ausatmete, umwehte mich der Geruch aus seiner Schnauze. Es war der Geruch eines Raubtiers. Der Geruch von altem Blut, Angst und einfach der Geruch des Todes. Mir wurde schwindelig. Jetzt bedauerte ich wirklich, dass ich nicht versucht hatte, mich dem Bären zu stellen. So war ich ihm ausgeliefert.

Mehrmals stieß er probierend mit dem Kopf gegen meinen Rücken. Bei dem letzten Stoß traf er meine verletzte Seite. Ich hätte fast vor Schmerz geschrien, aber mit aller Kraft hielt ich mich zurück. Als ob das Tier meine Gedanken spürte, brüllte es wieder laut nur ein paar Zentimeter von meinem Kopf entfernt. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Der Druck war so groß, dass ich mir manchmal fast wünschte, es würde endlich angreifen.

Dann erklang ein anderer Laut. Ein hoher, kreischender Schrei. Der fremde Krieger griff mutig den Bären mit seinem Speer an. Er rannte schnell über die kleine Lichtung und stieß ihn in das Raubtier. Der Holzteil seiner Waffe ragte aus der Seite des Bären. Dieser drehte sich in Reaktion auf die unerwartete Bedrohung zu ihm. Dann schlug der Räuber mit der Pranke und

langen Krallen zu, und dem Jäger flog der Kopf vom Hals, als hätte ihn eine Henkersaxt getroffen. Der kopflose Körper des Jägers stürzte zu Boden. Das genügte dem Bären, um seine Raubtierinstinkte in voller Stärke zu wecken. Er brüllte wieder auf und begann, das Fleisch des gerade getöteten Körpers zu zerreißen.

Diese Szene spielte sich keine vier Meter von der Stelle ab, an der ich lag. Das Zerreißen, Schlucken von Fleisch und Knacken von Knochen war so laut, dass ich es einfach nicht ignorieren konnte.

"Du lebst! Du lebst!" war wohl der einzige Gedanke, der mir helfen konnte, den Schrecken etwas zu unterdrücken.

Wenn ich nichts sehr Dummes mache, war es unwahrscheinlich, dass der Bär mich noch angreifen würde. Mir tat der Jäger wirklich leid. Ja, er war mit seinen Gefährten unseren Spuren gefolgt, um mich zu töten, aber das war jetzt nebensächlich. Dieser Mann hatte wirklich Mut, das musste ich ihm zugestehen. Als sich der Bär mir zuwandte, hätte er leicht fliehen können. Aber er tat es nicht. Stattdessen opferte er sein Leben und buchstäblich seinen Körper, um mich zu retten. Vielleicht täuschte ihn meine Tarnung als einer von seinen Leuten. Aber das war jetzt nicht wichtig für mich. Ich wollte glauben, dass er sich einfach für mich geopfert hatte, weil ich ein Mensch bin. Und Menschen helfen sich in kritischen Momenten.

"Danke", flüsterte ich und wandte meinen Kopf von dem blutigen Festmahl ab.

Meine Augen suchten nach Anne. Sie erholte sich gerade aus der Ohnmacht. Sie war noch einen Moment benommen. Als sie sah, was hier vor sich ging, erstarrte sie ganz und war im Begriff, vor Schreck zu schreien.

Mit einer Handbewegung zog ich ihre Aufmerksamkeit auf mich. Ich legte meinen Finger auf meine Lippen und signalisierte ihr, still zu sein. Dann zeigte ich ihr mit der Handfläche in Richtung Boden.

"Bleib am Boden", sandte ich ihr einen intensiven Gedanken, ohne es zu wagen, laut etwas zu sagen.

Sie verstand. Eine gewisse Empathie zwischen Menschen war das Ergebnis des Zusammenlebens von Stammesgruppen, in denen Menschen nicht nur verbal oder mit Gesten kommunizierten, sondern sich auch in die Gedanken der anderen einfühlen konnten. Langsam ließ sie sich tiefer zu Boden sinken. Im Mondlicht war ihr starrer Blick zu sehen. Sie drehte sich vor-

sichtig mit dem Rücken zu dem fressenden Raubtier und blieb regungslos liegen.

Schließlich beendete der Bär sein monströses Werk und verließ mit schleifenden Schritten die Lichtung. Man konnte hören, wie er sich mit Brummen entfernte, als das Geräusch seines Fells, das die niedrigen Äste der Bäume streifte, immer leiser zu mir herüberdrang.

Endlich Stille. Ich war angespannt bis zum Äußersten und traute mich nicht zu bewegen, falls der Bär es sich anders überlegte und doch zurückkehrte. Nach einigen weiteren Minuten entschied ich schließlich, dass es höchste Zeit war. Frisches Fleisch und der Geruch von Blut könnten weitere Raubtiere anlocken. Und unser Glück könnte uns verlassen. Vorsichtig stand ich auf, den kurzen Speer in der Hand für den Fall eines unerwarteten Angriffs.

Nichts geschah. Ich überblickte schnell die unmittelbare Umgebung und machte mich auf den Weg zu der Frau. „Anné", flüsterte ich leise. Sie reagierte nicht und bewegte sich auch nicht. „Anné", wiederholte ich. „Er ist weg."

Sie drehte sich zu mir um. Ihr Gesicht war im Mondlicht kreidebleich. Sie stand schnell auf und umarmte mich fest. Die Emotionen brachen aus ihr heraus wie aus einem unter Druck stehenden Kessel. Sie begann zu schluchzen und ihr Schluchzen ging in anhaltendes Weinen über.

Ich hielt sie fest und flüsterte beruhigende Worte in ihr Ohr. „Schh, schh, jetzt ist alles gut. Wir sind in Sicherheit."

Die Worte flossen mir reibungslos von den Lippen und hatten eine wohltuende Wirkung nicht nur auf Anné, sondern auch auf mich selbst. Es war einfach eine zu gefährliche Situation, und selbst der kälteste Mensch wäre davon betroffen gewesen. Ich selbst hatte alle Hände voll zu tun, um durchzuhalten. Schließlich hörte sie auf zu weinen, nur hin und wieder erschütterte ein einzelner Schluchzer ihren Körper. Ich ließ sie los und strich ihr über das Gesicht.

„Hab keine Angst, es wird alles gut", sagte ich mit beruhigendem Ton.

Sie hatte sich vollständig beruhigt. Sie war ein Kind ihrer Zeit, und ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber lebensbedrohlichem Stress war durch die Umgebung geprägt, in der sie lebte. Sie zeigte in Richtung des Waldes und deutete an, dass wir von hier weggehen sollten.

Ich stimmte ihr voll und ganz zu. Aber ich konnte nicht sofort gehen. Ich hatte eine Schuld. Ich schuldete diesem Mann mein Leben. Ich konnte ihn nicht einfach so im Wald zurücklassen, den weiteren Raubtieren zum Fraß ausgeliefert, die sich an dem nähren würden, was von ihm übrig blieb. Ich verwarf den Gedanken, ihm ein Grab zu schaufeln. Ich hatte kein passendes Werkzeug, und wenn es flach wäre, würden die Aasfresser es sowieso ausgraben. Mein Bemühen wäre also völlig umsonst gewesen. Die einzige Möglichkeit war, den Körper zu verbrennen.

Ich begann, in der Umgebung Holz zu sammeln. Zuerst dünneres, dann auch dickere Äste, die von den Bäumen gefallen waren und gut getrocknet waren. Diese legte ich direkt auf die Überreste unseres Retters, wobei ich versuchte, den Blick auf seinen verstümmelten Körper zu vermeiden. Anné half mir wortlos.

Als wir genug Holz für ein großes Feuer aufgeschichtet hatten, nahm ich ein Bündel trockenes Gras und entzündete es mit einem Feuerstein. Das Feuer erfasste schnell das Gras und fraß sich in das Holz. Die Luft begann sich mit dem Geruch von brennenden Haaren auf der Jägerhaut und später auch dem Geruch von verbranntem Fleisch zu füllen.

„Danke", sagte ich leise. „Danke für deinen Mut. Danke für unser Leben."

Ich machte das Kreuzzeichen nach christlicher Sitte und senkte meinen Blick zu einem stillen Gebet. „Möge deine Seele Frieden finden", sagte ich zuletzt und wandte mich ab.

Ich begann, meine Sachen zu sammeln. Die Pfeile, mit denen ich die anderen Jäger getötet hatte, würde ich morgen früh finden. Schon vorher hatte ich bemerkt, dass ich in dieser Gegend kein Stück Metall gesehen hatte. Aus dieser Tatsache und der Anwesenheit großer Tiere schloss ich, dass mich das Zeitentor weit in die Vergangenheit geschickt hatte. Vielleicht bis zu den Anfängen der Menschheit. Ich betrachtete sorgfältig den kurzen Speer, den die Jäger benutzten, im Licht des Feuers. Dieser war wirklich nicht zum Werfen gedacht, sondern eher zum Nahkampf. So war es wirklich eine gefährliche Art der Jagd, und es mussten oft ernsthafte und sogar tödliche Verletzungen vorkommen. Der Speer hatte einen Durchmesser von etwa fünf Zentimetern und war aus einer Art hartem und flexiblem Holz gefertigt. Welche Art es war, konnte ich bei diesem Licht nicht bestimmen. Die Spitze war aus einer Art gespaltenem Stein gefertigt. An der Klinge waren

feine Kerben zu spüren, wie sie schrittweise in die gewünschte Form gehauen wurde. Ansonsten war sie ziemlich scharf. Ich würde sagen, vergleichbar mit meinen Bronzespitzen, oder sogar schärfer. Die Klinge war teilweise in einer ausgehöhlten Nut im Speer eingefasst. Dann wurde sie mit dünnen Lederstreifen umwickelt und schließlich mit Harzmasse vergossen. Dieser war wahrscheinlich schon ziemlich alt und das Harzkleber am Stein erstarrt.

Anné zog mich sanft am Ärmel. Sie zeigte in Richtung des Waldes. Diesmal viel dringlicher.

Ich schüttelte den Kopf. Obwohl ich zuvor von hier so schnell wie möglich verschwinden wollte, änderte ich meine Meinung. Trotz allem, was hier passiert war, waren wir in diesem Moment am sichersten. Rauch und Feuer würden Tiere aus der weiteren Umgebung vertreiben, sodass uns keine Gefahr mehr von ihnen drohte. Ebenso erwartete ich nicht, dass wir in nächster Zeit auf weitere feindliche Jäger treffen würden. Sie hatten an einem Tag acht erwachsene Männer verloren, was sie sicherlich stark geschwächt hatte. Ich wusste zwar nicht, in welch großen Gemeinschaften sie lebten, aber acht Männer verlor man nicht jeden Tag. Darüber war ich mir sicher.

Schließlich legten Anné und ich uns zum Schlafen neben ein kleineres Feuer, weiter entfernt von der brennenden Scheiterhaufen. Meine Begleiterin hatte sich vollständig beruhigt und versuchte nicht mehr, mich zu überzeugen, wegzugehen. Wahrscheinlich kam sie am Ende zu dem gleichen Schluss wie ich. Diesmal wurde unser Schlaf bis zum Morgen von nichts gestört. Anné kuschelte sich im Schlaf an mich und atmete tief und ruhig. In dieser Nacht träumte ich keine Träume. Es war, als ob mich mein früheres Leben bereits verlassen hatte.

Kapitel 4.

Anné erwachte am Morgen als Erste. Sie schüttelte mich sanft. Ich öffnete die Augen und stand mühsam auf. Die Wunde an meiner Seite schmerzte wie die Hölle. Es fühlte sich an, als würde jemand ständig darauf einschlagen. Aber es wird Zeit brauchen, bis die Verletzung besser heilt. Mein erster Blick fiel auf die Brandstätte, von der immer noch ein dünner Streifen blassen Rauchs aufstieg. Hier endete es. Jetzt konnten wir gehen.

Wir gingen in westlicher Richtung. Wir gingen schweigend, wir hatten nichts zu sagen, und wenn, wussten wir nicht, wie. Außerdem fühlte ich mich seit dem Morgen seltsam. Zuerst dachte ich, es sei der Stress vom Vortag. Ich trank mehrmals Wasser aus meinem Ledersack, konnte aber meinen Durst irgendwie nicht stillen. Es schien, dass der Tag ziemlich kalt war. Allmählich wurde mir immer kälter, bis meine Hände unkontrolliert zitterten. Mein Blick verschwamm, und ich hatte Mühe, gerade hinter Anné herzugehen. Ich wollte uns beide nicht aufhalten und versuchte, ihr Tempo beizubehalten. Aber ich wurde immer müder und konnte kaum noch meine Füße vom Boden heben. Ein dumpfer Schmerz ergriff meinen ganzen Körper. In meinen Knien und Hüften verwandelte er sich in stechenden Schmerz. Es fühlte sich an, als würde mich gleichzeitig eine Tausend Nadeln stechen. Ich musste das irgendwie durchstehen, jetzt war keine Zeit anzuhalten. Ich biss die Zähne zusammen und ging weiter.

Ich konnte nicht mehr. Ich musste zumindest für eine Weile ruhen. Nur für einen Moment. Meine Augen schlossen sich von selbst, und es schmerzte, sie wieder zu öffnen. Das Sonnenlicht reizte meine Augen, als hätte jemand Sand hineingestreut. Nur für eine Minute würde ich mich setzen. Oder besser noch, hinlegen. Nur für eine Weile schlafen und dann weitergehen. Mit dieser Frau - wie hieß sie noch? Dann umhüllte mich Dunkelheit.

Als Anné sich umdrehte, stellte sie entsetzt fest, dass sie allein war. Seit sie die Lichtung verlassen hatten, auf der sie die Nacht verbracht hatten, hatten sie kaum gesprochen und hatten auch nicht wirklich versucht, miteinander zu reden. Beide waren vom Vortag erschöpft und nicht in der Stimmung zum Reden. Umso mehr, da sie sich nicht verstanden und daher die vorherigen Erlebnisse nicht besprechen konnten.

Zuerst überkam sie Panik. Hatte er sie allein gelassen? Nein, das würde er nicht tun. Darauf vertraute sie zu sehr. Also musste ihm etwas passiert sein, und sie hatte es nicht einmal bemerkt. Hatte ihn vielleicht ein Tier verletzt, oder waren weitere Jäger aufgetaucht? Der Gedanke, zu ihrem Stamm zu fliehen, kam ihr in den Sinn, aber sie verwarf ihn sofort. Das könnte sie nicht tun, selbst wenn sie sicher wäre, dass die Bärenmänner ihn gefangen hätten. Sie müsste versuchen, ihn zu retten, selbst wenn sie dabei das Risiko einging, gefangen genommen zu werden. Sie schuldete es ihm. Wie damals, als Peter den toten Jäger verbrannte. Sie verstand seine Worte nicht, aber sie spürte ihre Bedeutung. Er schuldete es ihm. Deshalb hörte sie auf, weiter zu drängen und half ihm, Holz für das Verbrennen der Überreste zu sammeln. Und jetzt war er plötzlich weg.

„Peter, wo bist du?", fragte sie leise sich selbst.

Als sie jetzt ihren eigenen Spuren folgte, war ihr Kopf voller Gedanken. In den letzten Tagen hatte sie mehr erlebt als in ihrem ganzen bisherigen Leben. Wenn sie es schließlich schaffte, in Sicherheit zu gelangen, würde sie sich so schnell wie möglich mit einem Mann verbinden und eine Familie gründen. Es hatte sowieso schon lange genug gedauert. Ihre Altersgenossinnen waren längst Mütter. Manchmal beneidete sie sie.

Sie konnte sich nicht entscheiden, was sie jetzt tun sollte. Es war nur noch ein kurzer Weg bis zur Siedlung. Wenn sie ihn hier ließ, könnte sie bald mit Hilfe zurückkehren. Sie wusste, dass sie ihn auf keinen Fall alleine tragen konnte. Sie war zwar eine starke junge Frau, aber das war einfach zu viel für sie. Doch ihn hier zu lassen wollte sie nicht. Er lag auf dem Hirschpfad, den sie genommen hatten. Doch nicht nur Pflanzenfresser und Menschen nutzten diese von Tieren ausgetretenen Pfade, um sich leichter und schneller durch den Wald zu bewegen. Raubtiere lauerten oft neben dem Pfad auf mögliche Beute, angelockt vom Geruch potentieller Nahrung. Sie musste das Risiko eingehen. Es gab keine andere Möglichkeit. Sie konnte nur hoffen, dass in dieser kurzen Zeit kein Raubtier in der Nähe auftauchen würde. Sie blickte ein letztes Mal prüfend um sich und schritt in Richtung ihrer Siedlung.

Etwa zwanzig Schritte von ihr entfernt trat ein grauer Wolf auf den Hirschpfad. Als er Anné erblickte, fletschte er die Zähne und knurrte warnend. Einen Moment lang musterte er sie prüfend. Dann warf er den Kopf

zurück und heulte langgezogen. Es war das Rufzeichen für die anderen Mitglieder des Rudels. Sofort antworteten ihm mehrere Heulen aus der weiteren Umgebung. Der Wolf richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf seine Beute und knurrte erneut. Dann begann er langsam, auf sie zuzugehen.

Anné erstarrte vor Angst. Nicht aus Sorge um sich selbst. Sie müsste nur auf den nächstgelegenen etwas größeren Baum klettern und warten, bis die Wölfe die Lust verlieren und von selbst gehen. Aber was würde dann mit Peter geschehen? Die Wölfe würden ihn direkt vor ihren Augen töten und fressen. Das durfte sie nicht zulassen! Sie würde ihn mit all ihrer Kraft verteidigen.

Langsam rückwärtsgehend kehrte sie zu dem am Boden liegenden Peter zurück. Sie zog sein langes Messer und steckte es sich wie bei ihm gesehen in den Gürtel. Dann hob sie einen kurzen Speer auf, der zuvor den Bärenmännern gehörte. Sie umklammerte ihn in ihren Händen und wartete auf das Unvermeidliche. Sie wusste, wie man jagte, wie alle Frauen ihres Stammes, aber immer war es in der Gruppe ihrer Stammesgenossen gewesen. Auch wenn auch damals oft tödliche Gefahr drohte, fühlte sie sich irgendwie sicher unter ihnen. Jetzt war sie allein.

Der Wolf näherte sich langsam. Er wartete auf weitere Mitglieder des Rudels. Mehrmals hob er den Kopf und heulte, um sie herbeizurufen. Aus allen Richtungen war Heulen zu hören. Die Wölfe näherten sich.

Ein weiterer Wolf sprang gerade auf den Pfad vor ihr. Seine gefletschten Zähne sandten eine klare Botschaft. Anné wusste, dass ein Angriff unmittelbar bevorstand, aber sie konnte nichts dagegen tun. Nach dem Heulen zu urteilen, handelte es sich um mindestens fünf Wölfe, und sie näherten sich ihr schnell. Sie konnte nur warten.

Dann lief ein dritter Wolf auf den Pfad. Das war genug, um Menschen anzugreifen. Es waren zwar zwei, aber einer bewegte sich nicht. Die Raubtiere spürten, dass er keine Bedrohung darstellte. Der erste Wolf umkreiste die Beute von links und bereitete sich darauf vor zu springen. Die anderen beiden bereiteten sich auf einen Angriff von vorne vor.

Es beginnt. Anné blickte abwechselnd nach vorne und zur Seite und versuchte abzuschätzen, woher der erste Angriff kommen würde. Der große Männchen sprang plötzlich mit einem weiten Sprung auf sie zu. Aus seinem offenen Maul voller scharfer Reißzähne tropfte Schaum. Er versuchte, mit

seinen Zähnen ihren Hals zu erwischen, wie es ihm die Instinkte des Raubtiers sagten.

Anné stieß ihren Speer in die Brust des springenden Wolfes, in der Absicht, seinen Körper von sich wegzustoßen. Das sich bewegende Tier war jedoch schwerer als sie erwartet hatte. Beim Aufprall auf die Speerspitze warf das Gewicht des Wolfes sie zu Boden. Im nächsten Moment war der zweite Räuber bei ihr. Er versuchte wütend, ihr in den Oberschenkel zu beißen. Seine Zähne fanden jedoch einen ledernen Wassersack. Er presste die Kiefer zusammen, und das Wasser spritzte aus dem Sack. Es spritzte ihm in die Augen und verwirrte ihn für einen Moment. Anné nutzte die Gelegenheit, zog ihr Messer und stach es ihm seitlich in den Körper. Dann zog sie das Messer heraus und stach es erneut etwas weiter ein. Blut strömte aus den Wunden des Wolfes und durchnässte sie völlig. Der Räuber zuckte und erstarrte.

Der letzte Wolf zögerte. Zwei Mitglieder des Rudels, darunter der Leitwolf, waren tot. Der Instinkt sagte ihm, dass er fliehen sollte. Aber als ein weiteres Mitglied des Rudels auf dem Pfad erschien, bereitete er sich erneut auf den Angriff vor.

Anné rappelte sich schnell vom Boden auf. Sie überblickte schnell die Situation. Zwei Wölfe waren tot, aber jederzeit konnte der letzte angreifen. Sie hatte Glück gehabt. Wäre er auf sie gesprungen, während sie am Boden lag, hätte er sie sicher erwischt. Ein weiterer Wolf trat gerade auf den Pfad.

-Nein!- schrie sie innerlich. -Nicht schon wieder!-

Sie biss die Zähne zusammen und zog den Speer aus dem Körper des ersten Wolfes. Dass sie ihn mit einem Stich getötet hatte, gab ihr einen großen Vorteil. Aber ein zweites Mal könnte sie so viel Glück nicht haben.

Die Wölfe näherten sich mit dunklem Knurren. Sie fletschten die Zähne, als ob sie sich selbst Mut machen wollten, anzugreifen. Die Luft zischte, als der schwere Speer auf sein Ziel zuflog. Er traf den angreifenden Wolf im Sprung und warf ihn neben den Pfad. Der letzte Wolf jaulte und verschwand im Wald. Männer tauchten zwischen den Bäumen auf.

Anné schrie vor Freude. Als sie ihren Vater und die anderen Männer ihres Stammes sah, überkam sie eine Welle der Erleichterung. Aber noch war nicht alles vorbei. Es gab noch eine wichtige Sache zu erledigen. Peter lag im Fieber am Boden, das ihn genauso töten konnte wie das Wolfsrudel.

"Vater", rief sie, "ich bin so froh, dich zu sehen. Du bist genau rechtzeitig gekommen."

Er trat an sie heran und umarmte sie fest. Eine Weile wiegte er sie in seinen Armen. Dann begann er, sie sorgfältig zu untersuchen.

"Bist du in Ordnung, mein Mädchen?", fragte er besorgt.

In seinem Herzen mischten sich Stolz und Sorge. Seine Tochter, verfolgt von den Bärenmännern, hatte eine Nacht allein in der Wildnis überlebt. Darüber hinaus hatte sie sich einem Wolfsrudel gestellt und zwei von ihnen alleine getötet.

"Mir geht es gut, Vater", antwortete sie. "Wir müssen uns beeilen."

Sie löste sich aus der Umarmung ihres Vaters und zeigte auf den am Boden liegenden Mann.

"Wir müssen ihm helfen", sagte sie angespannt.

Er sah sie an und schüttelte ablehnend den Kopf.

"Dieser Mann ist nicht einer von uns. Wir brauchen keine Fremden."

Inzwischen näherten sich zwei weitere Männer des Stammes dem am Boden liegenden Fremden. Sie betrachteten interessiert sein weißes Haar. Einer von ihnen überprüfte schnell seinen Zustand. Er fand eine Wunde an der Seite und betrachtete sie eine Weile. Dann roch er daran.

"Er wurde vom bösen Geist der Waffe ergriffen", sagte er zu Annés Vater.

"Wie steht er?", fragte dieser.

„Er wird es nicht lange aushalten. Das Fieber hat seinen Körper erfasst. Ich denke, bis morgen früh wird er tot sein", schloss er emotionslos.

Der ältere Mann nickte. Es war Zeit, zurückzukehren. Der verletzte Mann bedeutete ihnen nichts.

„Tötet ihn und dann brechen wir auf!", befahl er streng.

„Nein!", rief Anné plötzlich. „Das dürft ihr nicht tun!"

„Wenn wir ihn hierlassen, stirbt er sowieso. Die Raubtiere werden ihn früher erreichen. Du musst das verstehen."

„Nein, Vater", widersprach sie ihm, obwohl sie sich bewusst war, dass sie zu weit gegangen war.

In ihrer Gesellschaft hatten Frauen nicht das Recht, Männern so zu widersprechen. Auch sie als Tochter des Häuptlings konnte nur bitten. Aber jetzt ging es um alles, es war kein Platz für Traditionen.

„Nein, Vater", wiederholte sie lauter, „wenn ihr ihn hier lasst, bleibe ich bei ihm."

Er sah sie ungläubig an. In einer anderen Situation hätte er sie vielleicht ins Gesicht geschlagen, aber heute war alles anders. Er liebte seine Tochter sehr. Sie war das einzige Kind, das er mit seiner ersten Frau hatte. Sie war seine große Liebe. Aber sie starb bei Annés Geburt. Jetzt stand seine kleine Tochter hier, den Kopf erhoben, und sah ihrer Mutter so ähnlich. Es stach ihm ins Herz; sie war so groß geworden. Wann war aus dem kleinen, sich anklammernden Mädchen diese junge Frau geworden?

„Warum?", fragte er schließlich.

„Er ist mein Mann", antwortete sie fest.

Ich befand mich in Kalos' Schmiede. Es war hier unerträglich heiß, und Schweiß benetzte meine Stirn. Die Luft war sehr schwer, und ich konnte kaum atmen. Kalos blies energisch in die Blasebälge und trieb mehr Luft in das Feuer. Die Kohlen im Ofen glühten rot, und die Eisenstücke darin waren bereits glühend heiß. Der Schmied griff geschickt mit großen Zangen nach einem Stück des glühenden Metalls. Er nahm es heraus und legte es auf den Amboss. Rhythmisch schlug er mit dem schweren Hammer immer schneller, und ich wurde von immer größerer Hitze ergriffen. Mein ganzer Körper fühlte sich an, als ob er in Flammen stand. Ich atmete schnell und flach.

„Kalos! Genug!", rief ich mit erstickter Stimme. „Bitte hör auf. Ich kann nicht mehr."

Der Schmied hörte nicht auf zu schlagen, aber sein Rhythmus ließ ein wenig nach. Er hob den Kopf von seiner Arbeit und sagte: „Erst wenn das Eisen vollständig erhitzt ist, wird es seinen Abfall los. Dann kann es in einem neuen Leben geboren werden."

Er hob das glühende Stück Metall in der Zange und legte es plötzlich und ohne Warnung an meine Seite.

Eine Welle des Schmerzes überflutete mich. Ich sah, wie die Glut des heißen Metalls meine Haut an der Stelle meiner Verletzung verbrannte. Mein ganzer Körper war schweißgebadet.

Die Hammerschläge erklangen wieder, dieses Mal in einem langsameren Rhythmus. Die Luft klarte auf, und ich konnte wieder frei atmen.

Kalos reichte mir ein Glas Wasser.

„Jetzt musst du trinken, Peter", sagte er.

„Danke, mein Freund", sagte ich und nahm dankbar das Glas Wasser in die Hand. „Es geht mir schon besser."

Ich trank das Wasser in einem Zug aus.

Der Stammesschamane beobachtete besorgt den Kampf des Fremden ums Überleben gegen den bösen Geist der Waffe, der ihn zu ergreifen versuchte. Er wusste, dass diese Nacht entscheidend war. Wenn er bis zum Morgen durchhielt, würde er überleben. Sein Körper war erhitzt, und sein Herz schlug wild. Er näherte sich dem Höhepunkt seines Kampfes. Entweder würde er schwach wie ein Kind wiedergeboren, oder er würde sterben.

Plötzlich zitterte der Verletzte und stieß einen schmerzhaften Stöhnen aus. Kurz darauf überflutete Schweiß seinen Körper. Das Fieber ließ nach und auch sein flacher Atem wurde tiefer. Sein Herz begann ruhiger und regelmäßiger zu schlagen. Das Schlimmste war überstanden. Doch mindestens ein weiterer Anfall stand ihm noch bevor. Wenn er auch diesen überlebte, würde er leben. Jetzt blieb nur noch das Warten. Der alte Mann dankte den Waldgeistern und sank erschöpft auf einen niedrigen Baumstamm, den er als Sitz benutzte. Er war alt, älter als jeder andere im Stamm, und er war sehr erschöpft. Er hatte getan, was er konnte. Er hatte die Wunde des Verletzten mit Kräutern gereinigt und sich die ganze Zeit um ihn gekümmert. Er kühlte das Fieber mit kalten Umschlägen, die in Kräuterbrühen getränkt waren. Mehrere Male hatte er dem Verletzten von seinem Aufguss zu trinken gegeben. Das Rezept dafür hatte ihm sein Vorgänger beigebracht. Es war ein wirksames Mittel gegen die bösen Geister der Waffen. Jetzt lag es am Verletzten, wie sein Körper damit umging. Er winkte seinem Begleiter, aufzuhören, auf die kleine Trommel zu schlagen, und befahl ihm, über den Verletzten zu wachen, bis die nächste Fieberwelle kam. Dann bewegte er sich mühsam zu seinem Lager.

Ich öffnete die Augen. Das Erste, was ich sah, waren bizarre kleine Tierfiguren, die über meinem Kopf an einer Schnur hingen. Dahinter stand ein junger Mann, der mich besorgt musterte. Mein ganzer Körper war schweißgebadet. Das Fieber war jedoch weg. Ich nahm ein Gefäß mit Wasser aus seinen Händen und trank tief. Ich versuchte, mich aus dem Bett zu erheben. Der Junge versuchte, mich davon abzuhalten. Er flüsterte mir dringende Worte in einer Sprache zu, die ich nicht kannte. Ich war schwach wie eine Fliege im Herbst und sank deshalb zurück auf das Lager. Eine Weile ließ

ich meinen Blick durch die Umgebung schweifen. Ich war offensichtlich in einem Zelt. In der Mitte brannte ein kleines Feuer, und der Rauch stieg zum Zeltgipfel auf, wo er durch eine kleine Öffnung entwich. Überall im Zelt waren Schnüre gespannt, an denen Bündel getrockneter Pflanzen und verschiedene Amulette hingen. Links von mir schlief ein alter Mann auf einem Lager. Er sah aus wie tot. Dann überkam mich wieder die Müdigkeit, und ich schloss die Augen.

Das frische Grün stach mir in die Augen. Es war kurz nach einem Sturm, und die Sonne war gerade wieder aufgegangen. Alles war vom Regen gewaschen und sauber. Ich spürte eine leichte Brise auf meinem Gesicht, und das erfüllte mich mit Freude.

Auf die kleine Lichtung sprang ein Rehbock. Er sah mich direkt an und schien überhaupt keine Angst zu haben. Er kam näher und ließ mich seinen Hals streicheln. Sein weiches, fast samtiges Fell war angenehm zu berühren. Mit meiner linken Hand streichelte ich weiter seinen Hals und mit der rechten strich ich sanft über sein kleines Maul.

„Geh jetzt!", sagte ich zu ihm. „Ich muss noch jemanden besuchen."

Ich drehte mich um und stieg den steilen Hügel hinauf. Ich lief den bekannten Pfad entlang bis zur Höhle selbst. Die Höhle der Zeitentore. Als ich hineinging, umgab mich Frieden. Die Höhle beeindruckte mich, wie jedes Mal. Sie war wunderschön, als ob sie gar nicht hierher gehörte. Ich wusste bereits, dass sie nicht von Menschenhand gemacht war und so alt wie die Menschheit selbst. Die regelmäßigen Formen der gewölbten Decke und die senkrechte Rückwand konnten nicht das Ergebnis natürlicher Prozesse sein. Die Rückwand war mit Kristallpaneelen bedeckt. Es gab Tausende kleiner blauer Kristalle. Einige blinkten, andere waren dunkel. Wieder andere leuchteten hell wie kleine Glühbirnen. Darunter gab es zwei Reihen roter Kristalle. Alle waren dunkel und leblos. Als ich näher kam, begann ein roter Kristall zu leben. Er war unglaublich schön, und ich spürte ein fast lebensnotwendiges Bedürfnis, ihn zu berühren.

„Er ist wunderschön, nicht wahr?", sagte eine tiefe männliche Stimme.

Ich drehte mich um und sah eine bekannte Gestalt.

„Ich grüße dich, Lehrer", sagte ich automatisch und fuhr dann fort: „Ja, er ist betörend. Aber jedes Mal, wenn ich einen roten Kristall berührte, brachte mich das Tor an einen Ort und in eine Zeit, wo ich nicht sein wollte.", fügte ich mit einem leichten Vorwurf hinzu.

Der Lehrer nickte leicht mit dem Kopf und winkte mir dann, mich an den Tisch zu setzen.

„Glaubst du an das Schicksal, Peter?", fragte er unvermittelt.

Ich sah ihn an und spürte, wie der Ärger in mir aufstieg.

„Ich bin kein Spielzeug irgendeines Schicksals und möchte auch nicht, dass das 'Schicksal' meine Person benutzt, wann immer es etwas vermasselt. Warum? Um seine Fehler zu korrigieren?", entgegnete ich.

„Peter", unterbrach mich der Lehrer, „jeder Mensch hat seine Bestimmung, und es ist seine Aufgabe, diese zu erfüllen."

„Und was ist meine Bestimmung? Was soll ich tun?", fragte ich ironisch. „Bekomme ich wieder eine besondere Aufgabe? Soll ich die Welt retten?"

„Beruhige dich, Peter, damit hilfst du niemandem. Es gibt Dinge, die stärker sind als wir. Damit musst du dich abfinden."

Ich sammelte mich ein wenig, aber der Ärger verließ mich noch nicht ganz.

„Warum bin ich an diesem Ort gelandet? Was ist der Zweck davon?"

Der Lehrer nahm einen nachdenklichen Schluck aus seinem Wasserglas. Für einen Moment schaute er, als ob er in die Ferne blickte, und antwortete dann: „Es gibt unendlich viele mögliche Zukünfte. Jede deiner Entscheidungen in entscheidenden Momenten schafft eine neue Zukunft. Ich habe aufgehört, einzelne Fäden des Schicksals zu verfolgen und mit meinem Geist durch die Pfade der Zeit zu wandern. Es ist unerträglich, und kein Mensch kann es bewältigen."

„Also wie...?", begann ich zu sprechen.

Er unterbrach mich mit einer Handbewegung.

„Peter, du erinnerst dich sicherlich, dass, bevor du aus dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts hierher geworfen wurdest, die Geschichte bereits viele bedeutende Ereignisse verzeichnete, die den Lauf der Welt deutlich veränderten. Sei es durch das scheinbare Wirken bedeutender Herrscher oder Feldherren. In Wirklichkeit ist es alles ein bisschen anders."

Er schwieg einen Moment und nahm wieder einen Schluck Wasser.

„In entscheidenden Momenten verändern und lenken Einzelpersonen wie du die Geschichte. Sie tragen das Zeichen des Schicksals und erfüllen einen höheren Plan."

Er hob seine Hand, um mich zu unterbrechen, als er sah, dass ich etwas erwidern wollte.

„Nein, auch ich kenne die Richtung der Welt nicht. Es wird davon abhängen, wie du dich in entscheidenden Momenten entscheidest."

Nach diesen Worten stand der Lehrer auf und legte Holz ins Feuer. Flammen schossen hoch, und das Feuer verzehrte das Holz sofort. Plötzlich war die Luft in der Höhle heiß und schwer. Es war unglaublich, aber erst hier hörte ich die Schläge von Kalos' Hammer. Sie schlugen immer schneller und schneller, bis ich glaubte, taub zu werden. Dann trat der Lehrer zu mir. Sein weißes Gewand schirmte mich vor der Hitze des Feuers ab. Die Wärme, die vom Herd ausging, war nicht mehr so intensiv, sondern im Gegenteil angenehm. Ich fühlte mich friedlich. Die Schläge des Schmiedehammers waren immer noch zu hören, aber ihr Rhythmus war deutlich langsamer und irgendwie freudiger.

Der Lehrer legte seine Arme um meine Schultern.

„Peter", sagte er, „es ist Zeit zu gehen. Kehre in deinen Körper zurück und lebe."

Ich erwachte, als mir der alte Mann einen weiteren seiner Umschläge anlegte. Es roch ein wenig nach Essig, aber das war mir egal. Ich schloss die Augen und schlief einen traumlosen Schlaf bis zum Morgen.

Kapitel 5.

Ich erholte mich schnell. Das Fieber kehrte nicht zurück, und der Schmerz an meiner Seite hörte auf. Nach etwa einer Woche war die Wunde vollständig verheilt. Ein paar Tage lang war ich schwach wie ein Kind, aber dann begannen meine Kräfte allmählich zurückzukehren.

Der alte Schamane und sein Helfer kümmerten sich vorbildlich um mich. Und dann war da noch Anné. Wann immer es möglich war, kam sie zu mir. Das waren angenehme Momente. Sie versuchte, mir so viel wie möglich von ihrer Sprache beizubringen. Wie ich beobachtete, verwendeten sie in ihrer Alltagssprache nur wenige Worte, und die Bedeutung des Gesagten wurde durch ausdrucksstarke Mimik und Gestik ergänzt. Ebenso wichtig war der Tonfall. Fast dieselben Worte konnten, in einem anderen Ton gesprochen, sogar eine gegensätzliche Bedeutung haben. Es gab auch bestimmte Besonderheiten. Es gab eine Frauensprache und eine Jägersprache. In der Jägersprache konnte dasselbe Tier mehrere Namen haben. Zum Beispiel hatte eine Rehkuh, die Junge hatte, trächtig war oder keine dieser Eigenschaften besaß, drei verschiedene Namen. Das verwirrte mich ziemlich, also beschloss ich, das auf später zu verschieben. Insgesamt war ihre Sprache kehlig und nicht sehr sorgfältig mit Lippen oder Zunge moduliert, so dass ich anfangs Probleme mit einigen ihrer Laute hatte. Aber durch Wiederholung und den Versuch, ihre Sprache so oft wie möglich zu verwenden, verbesserte sich das schnell.

Anné verbrachte den größten Teil des Tages mit anderen Frauen bei der Erfüllung ihrer täglichen Pflichten, wie dem Sammeln essbarer Wurzeln oder Früchte. Diese hängten sie dann an Schnüren auf oder breiteten sie auf dem Boden aus, um sie in der Sonne zu trocknen. So bereiteten sie Vorräte für den nächsten Winter vor. Je nach Bedarf verarbeiteten einige Frauen Fleisch und andere Teile der Tiere, wie Häute, Knochen und Geweihe, zu verschiedenen Produkten. Und natürlich bereiteten sie Essen zu.

Ich selbst verbrachte viel Zeit mit Spaziergängen durch das Dorf und seine nähere Umgebung. Das Dorf lag unter einem Felsen auf einer kleinen Ebene nahe einem Bach. Es war eine Lichtung mit gerodeten Bäumen. Es war von einem hohen Zaun aus dornigen Ästen umgeben, um Raubtiere

fernzuhalten. Das Dorf bestand aus mehreren langen Häusern, die aus einer Stangenkonstruktion gebaut waren. Die Außenwände bestanden aus bearbeiteten Häuten großer Tiere. Sie waren etwa fünf Meter breit, und ihre Länge hing von der Größe der Familie ab, die das Haus bewohnte. Bei Bedarf wurde ein weiterer Raum hinzugefügt, und das Haus wurde so einfach verlängert. Im Inneren des Hauses gab es ein oder mehrere Feuerstellen, deren Rauch zum Dach hinaufstieg, wo er durch eine Öffnung entwich. Darüber hinaus hatte jeder sein eigenes Bett, in dem er die Nacht verbrachte. Nur der Stammesschamane lebte allein am Rande des Dorfes in seinem eigenen Zelt.

Insgesamt lebten hier etwa achtzig Menschen. Die Männer hatten in der Regel mehrere Ehefrauen, und es gab viele Kinder. Dies war auf die ständigen Kämpfe mit anderen Stämmen und tödliche Verletzungen bei gefährlichen Jagden zurückzuführen. So war die Anzahl der Frauen deutlich höher als die der Männer. Auch die Kinder erreichten oft nicht das Erwachsenenalter aufgrund von Krankheiten und tödlichen Unfällen. Wie ich bereits wusste, waren alle hier blutsverwandt. Wenn ein Mann eine Frau wollte, musste er sie aus einem anderen Stamm stehlen oder um eine der Frauen aus einem befreundeten Stamm bitten. Dann musste der Vater der Frau zustimmen.

Wie ich erfuhr, griffen die Stämme sich nicht so oft an. Selbst ein Sieg über einen anderen Stamm konnte eine Schwächung des eigenen bedeuten durch zu viele Verluste, wodurch man sich Angriffen anderer aussetzte. Auch unsere Verfolger hatten Pech. Als sich herumsprach, dass acht ihrer Männer gefallen waren, griffen einige befreundete Stämme ihr Dorf an. Die verbliebenen Männer und Jungen wurden getötet, und die Frauen unter sich aufgeteilt. Auch hier im Dorf sah ich einige Frauen, die sich von den anderen unterschieden. Der Schamane sagte, dass Bärenfrauen nicht sehr klug seien, aber sehr begehrt. Neben ihrer Fleißigkeit waren sie wegen ihrer weiblichen Reize für Männer attraktiv. Und angeblich brachten sie Kinder gut zur Welt. Zuerst musste der Mann jedoch ihren wilden Charakter zähmen, dann schlossen sie sich ihm an. Sie wussten sich einfach anzupassen, um zu überleben.

Am meisten überraschte mich jedoch, als ich den ersten Hund im Dorf sah. Es war eigentlich ein Wolfshybrid. Der Schamane erklärte mir, dass sie keine wilden Wölfe fingen. Diese Hunde wurden von klein auf in Gefangenschaft gehalten, wo sie sich auch vermehrten. Sie wurden untereinander

gekreuzt, obwohl es offenbar manchmal vorkam, dass eine Hündin sich mit einem freilebenden Wolf paarte. Sie waren unschätzbare Helfer. Sie halfen bei der Jagd und bewachten das Dorf.

Zwei Wochen vergingen. Meine frühere Kondition war vollständig zurückgekehrt. Ich hatte den alten Schamanen ziemlich ins Herz geschlossen, abgesehen von seinem ständigen Geheimniskrämerei und dem Vortäuschen einer höheren Weisheit. Eines Tages rief er mich in sein Zelt. Er wollte mir etwas mitteilen. Ich war noch nicht vollständig in ihrer Sprache versiert, aber ich verstand genug, um ihn zu verstehen.

„Peter", sprach er mich in seinem üblichen übertriebenen Ton an. „Die Geister haben gesprochen."

Er schwieg, als ob er gerade ihnen zuhörte. Das amüsierte mich ein wenig, aber ich beherrschte mich, auch wenn es mir schwerfiel, das Lachen zu unterdrücken. Also senkte ich den Kopf und blickte auf den Boden.

Diese Geste der Ehrerbietung gegenüber den Ahnengeistern genügte dem Schamanen, um endlich zu sprechen: „Sie haben dich von dem bösen Geist der Waffe der Bärenmänner befreit. Sie haben dir deine Kraft zurückgegeben. Die Zeit ist gekommen." Er schwieg erneut.

Ich wurde langsam ungeduldig. Informationen kamen aus ihm heraus wie aus einer behaarten Decke. Am liebsten hätte ich ihn gepackt und geschüttelt, damit es endlich herauskam.

„Die Zeit ist gekommen", wiederholte er seine Worte, „dass du vor dem Stamm erscheinst. Dort wird über dich entschieden."

Endlich kam es heraus. Ich hatte es sowieso schon erwartet. Ich war hier schon lange genug, damit sie sich entschlossen, etwas mit mir zu unternehmen. Abgesehen davon, dass ich ein Fremder war, beanspruchte ich die Ressourcen dieser Gemeinschaft. Bisher hatte ich nichts von meinen Sachen zur Verfügung, wenn man von der Kleidung auf meinem Körper absieht.

Also heute. Heute wird es endlich vorangehen. Mir war klar, dass meine einzige Chance darin bestand, in der menschlichen Gemeinschaft zu bleiben. Später könnte ich versuchen, das Zeitentor zu finden. Ohne diese Menschen war ich dem Tod geweiht.

Der Tag zog sich wie Kaugummi. Ich trieb mich im Lager herum und suchte nach etwas, das die Zeit vertreiben könnte. Die Frauen bereiteten das

Mittagessen zu. Sie verwendeten dazu ausgehöhlte Steine, um die herum ein kleines Feuer entfacht wurde. Auf anderen flachen Steinen wurde Fleisch gebraten. Der Duft verbreitete sich in der Umgebung, und mir lief das Wasser im Mund zusammen. Seit dem Morgen hatte ich nichts gegessen. Und jetzt hätte ich fast den Stein angeknabbert. Bei der Zubereitung des Essens verwendeten sie keine Keramik, nur Kochsteine, hölzerne Schüsseln für das Essen und einfache, meist hölzerne Werkzeuge. Wenn ich hier irgendwo Töpferlehm finden könnte, wäre das das Erste, was ich hier einführen würde. Außerdem gab es hier keine Spur von irgendeinem Metall. Alle Gegenstände waren aus Holz, Geweih, Horn, Knochen oder Stein gefertigt. Das einzige domestizierte Tier war der Wolfshybrid. Das Leben hier erschien auf den ersten Blick einfach, und jeder verrichtete seine zugewiesenen Aufgaben für die Bedürfnisse des Lagers. Wie diese Aufgaben jedoch zugewiesen wurden, verstand ich nicht ganz. Es gab natürlich auch eine natürliche Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen. Ebenso war eine gewisse Hierarchie nach Alter und Status erkennbar. An der Spitze des Stammes stand der Häuptling. Er war der stärkste Mann des Stammes und der beste Jäger. Seine Position war jedoch nicht festgelegt. Wichtige Entscheidungen wurden in gemeinsamen Beratungen getroffen. Dort konnten Männer, die das Erwachsenenalter erreicht hatten, sprechen. Der Häuptling moderierte eher die Diskussion und konnte im Falle von Meinungsverschiedenheiten zugunsten einer der beteiligten Parteien entscheiden. Er konnte nicht willkürlich tun, was er wollte. Er war einfach einer von ihnen. Und schließlich erforderten einige Entscheidungen die Worte des Stammesschamanen. Er war alt und hatte reiche Erfahrungen. Außerdem glaubte man allgemein, dass er mit den Geistern der Vorfahren sprach. Ebenso hatten ältere Jäger mehr Erfahrung und ein stärkeres Wort. Und es war auch zu erkennen, wie Frauen ihre Männer indirekt kontrollierten. Und dann gab es die üblichen Streitigkeiten zwischen mehreren Ehefrauen. Interessant war jedoch, dass, wenn eine von ihnen mit der Frau eines anderen Mannes stritt, sie immer zusammenhielten. Frauen sprachen insgesamt mehr, während Männer eher verschlossen waren. Wenn sich jemand grob gegen die Traditionen des Stammes verging, wurde er verstoßen. Das war im Grunde ein Todesurteil. Nur der beste Jäger konnte allein in der Wildnis überleben. Wenn er nicht in der Zwischenzeit zum Opfer von Jägern anderer Stämme wurde. Allgemein galt, dass, wenn sich jemand allein

auf das Territorium eines anderen Stammes verirrte, er den Tod riskierte. Es war kein besonderes Ereignis, nur eine nackte Tatsache. Bündnisse zwischen befreundeten Stämmen entstanden gerade durch den Austausch von Frauen zwischen den verschiedenen Stämmen. Die Bindungen, die diese Frauen zu ihrem Heimatstamm hatten, übertrugen sie teilweise auch auf ihre Kinder. Manchmal, wenn ein Stamm zu stark reduziert wurde, vereinigte er sich mit einem anderen. Das Leben hier war einfach und gleichzeitig komplex.

Die Sonne ging unter und es begann langsam zu dämmern. Im großen Haus entfachte man das Beratungsfeuer. Alle erwachsenen Männer des Stammes versammelten sich um das Feuer und setzten sich entsprechend ihrer natürlichen Stellung in der Gemeinschaft. Der Häuptling nahm seinen Platz in Richtung des Eingangs ein.

Als ich eintrat, richteten sich alle Augen auf mich und das Gespräch verstummte. Die meisten Anwesenden musterten mich mit Neugier, aber einige auch mit offensichtlichem Unwillen in ihren Augen.

„Einen schönen Tag wünsche ich euch", grüßte ich beim Betreten des Hauses.

Der Häuptling winkte mir zu dem Platz, der für mich vorgesehen war. Er war mit dem Rücken zum Eingang und dem Gesicht zum Häuptling positioniert. Ich muss zugeben, dass ich mich ein wenig wie in einem Gerichtsverfahren fühlte.

„Männer", begann der Häuptling feierlich und beruhigte damit diejenigen, die noch etwas diskutierten.

„Männer", sagte er wieder, „wir sind hier, um zu entscheiden."

Er zeigte auf mich.

„Wir müssen über diesen Mann entscheiden. Er heißt Peter."

Er schwieg wieder. Diese schwerfällige Ausdrucksweise war mir nicht gerade recht. Für sie war das so typisch, also musste ich es ertragen. Wenn die Diskussion erst einmal in Gang kam, wäre es hoffentlich nicht mehr so verkrampft. Das hoffte ich zumindest.

„Er ist nicht aus unserem Stamm", fuhr er ausführlich fort. „Aber er hat eine unserer Frauen gerettet. Dabei wurde er tödlich verletzt und wir haben ihn gepflegt. Er schuldet uns nichts."

Er schaute alle Anwesenden an. Dann atmete er tief durch und fuhr fort: „Was also sollen wir mit ihm machen?"

„Wir sollten ihn aus unserem Lager vertreiben! Er ist ein Fremder!", rief plötzlich einer der Männer.

So, da hatte sich jemand direkt ausgedrückt. Kein Herumreden um den heißen Brei. So ging es also doch. Jetzt würde es hoffentlich vorankommen.

„Nein! Wir sollten ihn gleich töten! Er gehört nicht zu uns, und wir wollen ihn hier nicht!", unterstützte ihn der neben ihm sitzende Mann.

Ich schaute in ihre Richtung. Ich kannte sie beide. Es waren die Brüder Tibé und Kalu. Beide waren erfahrene Jäger und starke Krieger. Tibé hatte vor langer Zeit Häuptling werden wollen, war aber besiegt worden. Der neue Häuptling hatte zudem um eine Frau gebeten, die auch Tibé wollte. Und er bekam sie. Das war schon lange her, aber er hatte es nie vergessen. Nichts wünschte er sich mehr, als dass die Bärenmänner das Kind des Häuptlings entführten und sein Vater von Trauer überwältigt wurde. Tibé und Kalu waren aggressive Kerle, schon auf den ersten Blick. Ihre Mutter stammte von den Bärenleuten, und auch sie hatten nicht gerade viel Klugheit geerbt. Dies kompensierten sie jedoch im täglichen Leben durch rohe Kraft.

„Er hat eine der unseren gerettet", erinnerte der Häuptling an meine bescheidenen Verdienste. „Und hat die Feinde getötet, obwohl er selbst verletzt war."

Einige Männer brummten zustimmend. Andere schlugen zur Zustimmung mit der Faust auf den Boden, sodass es dröhnte.

„Das bedeutet nichts", meldete sich Tibé erneut. „Frauen wurden immer entführt und werden es auch weiterhin. Sie wird ihn sowieso bald heiraten und das Lager verlassen."

Der Häuptling war vielleicht ein großartiger Krieger und erfahrener Jäger, aber sicherlich kein Redner. Ich beschloss daher, die Initiative selbst zu ergreifen. Ich sprach den Häuptling direkt an.

„Erlaubt mir zu sprechen", bat ich mit erhobener Stimme.

Es gab ein Raunen, aber er beruhigte es mit einer Handbewegung.

„Sprich!", forderte er mich auf.

Man konnte sehen, dass ihm das erleichterte. Er war froh, dass er nicht selbst sprechen musste. Anné hatte mir zuvor erklärt, dass ihr Vater sie sehr liebte und alles daransetzen würde, damit ich im Stamm bleiben könnte. Aber wenn der Rat entschied, mich zu verstoßen, könnte auch er nichts dagegen tun.

„Männer", begann ich sie nachzuahmen, „ich beherrsche eure Sprache noch nicht gut, aber ich möchte für mich selbst sprechen. Ich bin ein Jäger, ich komme aus der Ferne..."

„Wir hören deine Worte nicht", unterbrach mich Tibé plötzlich. „Denn du sprichst wie eine Frau. Bist du eine Frau?"

Er begann laut zu lachen. Sein ebenso gerissener Bruder schloss sich ihm natürlich sofort an, ebenso wie einige andere Männer.

„Soll ich dich etwa zu meiner Frau nehmen?", fuhr er mit Spott fort und versuchte, mich lächerlich zu machen.

Das brachte mich auf die Palme. Dieser primitive Trottel versuchte mich aus dem Stamm zu vertreiben, nur um seinem alten Rivalen zu schaden, und machte sich dabei noch über mich lustig.

„Halt deine dumme grunzende Schnauze, du lachendes Schwein", schrie ich ihn an.

Tibé verstummte mit offenem Mund. Dann begann sein Gesicht rot zu werden, vor Wut.

Alle verstummten in Erwartung. Erst später erfuhr ich, dass ich Tibé durch meine Unkenntnis der „Jägersprache" als eine sich paarende Sau bezeichnet hatte. Tibé schlug mit den Fäusten auf den Boden, dass es dröhnte. Er brüllte wie ein Tier und sprang auf. Er war einen Kopf kleiner als ich, aber sein Körper war robust und muskulös. Seine neandertalische Mutter war in ihm nicht zu leugnen. Auch seine typisch quiekende Stimme war ein weiterer Grund, warum mir diese Beleidigung in den Sinn kam. Er stürzte auf mich zu, mit halb ausgestreckten Armen, um mich am Hals zu packen. Ich trat einen halben Schritt nach links zurück und wehrte gleichzeitig seinen Angriff mit meiner linken Hand ab. Der Lehrer hatte mir im Training einen klaren Vorteil gegeben. In einem Mann-gegen-Mann-Kampf konnte er mir nicht das Wasser reichen. Ich stieß ihn nur ein wenig weg, gerade genug, um seinem Angriff auszuweichen, und traf ihn gleichzeitig mit meinem Knie in den Bauch. Er krümmte sich und fiel auf die Knie, mit weit aufgerissenen Augen und einem überraschten Ausdruck. Im nächsten Moment drehte ich mich zu ihm und schlug ihn mit der Faust knapp hinter das Ohr. Sofort ging er bewusstlos zu Boden.

Einer der näher sitzenden Männer trat zu ihm. Er überprüfte ihn schnell und wandte sich dann an die anderen.

„Er atmet“, stellte er fest.

Die Männer schauten verwirrt von einem zum anderen. Sie verstanden nicht, was gerade passiert war. Wir waren beide unbewaffnet, also erwarteten sie, dass wir uns ringen, würgen, beißen würden und Ähnliches. Und plötzlich lag ein Mann, einer der stärksten Krieger des Stammes, nach nicht einmal zwei Sekunden bewusstlos am Boden.

Mit Quietschen kamen die Frauen herbeigelaufen und begannen, Tibé hochzuheben. Ich verstand, dass es seine Frauen waren. Sie hoben ihn unter den Armen und an den Beinen hoch. Umgeben von einer Gruppe von Kindern trugen sie ihn weg.

„Denkt noch jemand, dass ich eine Frau bin?“, wandte ich mich an die Anwesenden.

Niemand antwortete.

„Sagst du etwas, Kalu?“, fragte ich warnend.

Tibés Bruder zwinkerte ängstlich mit den Augen. Seine Zunge schien im Mund festzustecken. Er schluckte und antwortete schnell: „Nein Peter, ich habe nichts gesagt.“

„Ich bin froh, dass du dir meinen Namen gemerkt hast“, sagte ich und wandte mich an die anderen: „Jetzt können wir fortfahren.“

„Peter“, sprach der Häuptling, „du hast viele Bärenmänner getötet. Fast so viele, wie ich Finger an beiden Händen habe. Das schafft kein Jäger.“

Er schwieg einen Moment, als zögerte er, fortzufahren. Dann atmete er tief durch und fragte mich direkt: „Bist du ein Mensch oder ein Waldgeist?“

„Was?“ Solch eine Frage hatte ich wirklich nicht erwartet.

Selbst wusste ich, dass das übliche Szenario bei einem Angriff von drei Männern auf einen war, dass, wenn er nicht fliehen konnte, sie ihn einfach töteten.

„Ich frage, ob du ein Waldgeist bist“, wiederholte er die Frage.

„Nein, das bin ich nicht“, antwortete ich und sah ihm direkt in die Augen.

„Du benutzt seltsame Gegenstände. Sie sind glänzend, hart und sehr scharf. Das sind keine Dinge, die wir verwenden.“

Er griff hinter sich und zog mein Messer hervor. Es war gereinigt und glänzte goldfarben im Feuerschein. Die Anwesenden nickten zustimmend und einige flüsterten untereinander.

„Kommst du also von den Sternen?“, fragte er schließlich.

Ich blieb verblüfft stehen. Ich verstand überhaupt nicht, was er meinte. Vielleicht hatten sie einmal Überreste eines Meteoriten gefunden, der Metall enthielt. Aber das war nur eine Vermutung.

„Nein, ich komme nicht von den Sternen. Ich bin ein Jäger und komme aus großer Ferne“, antwortete ich direkt.

„Was sind das für Gegenstände? Und wo ist dein Stamm?“, kamen die Fragen. „Und warum hat er weiße Haare?“

Ich trat zum Feuer. Ich nahm einen verkohlten Ast aus dem Feuer und bespritzte ihn mit etwas Wasser. Dann ging ich mit festem Schritt zum Ende des Raumes und begann auf einem großen Baumstumpf, der als Sitz diente, mit der Kohle zu zeichnen.

„Das ist der Feind“, sagte ich und zeichnete auf dem Stumpf Augen, Nase und Mund.

Dann kehrte ich zum anderen Ende des Hauses zurück und sprach den Häuptling direkt an.

„Kann ich meine Sachen bekommen?“, bat ich.

„Ja, hier sind sie“, antwortete er und reichte mir nacheinander meinen Bogen, den Köcher mit Pfeilen, das Messer und die Axt.

Ich nahm meine Sachen und wog sie in meinen Händen. Es war, als würde man einen alten Freund nach Jahren wiedersehen. Aus dem Köcher zog ich den ersten Pfeil. Die Entfernung zum Ziel war kurz, nur etwa zehn Schritte, also konnte ich auch im flackernden Feuerlicht nicht verfehlen. Ich zielte und ließ den Pfeil los. Sofort folgte der zweite. Einer traf das linke und der andere das rechte Auge der Zeichnung. Dann warf ich die Axt und gleich darauf das Messer. Beide fanden ihr Ziel.

Um das Feuer herrschte Grabesstille.

„So können also vier Männer sterben, bevor du zweimal Luft holst“, sagte der Häuptling mit einer Stimme, die gleichzeitig überrascht und entsetzt war.

Sein Erstaunen war echt. Ich dachte an die zerstörerischen Waffen des späten zwanzigsten Jahrhunderts. Automatische Gewehre, Raketen und Atomwaffen. Diese Welt war voller Tötungen und Blut, aber das war anders. Das war ein natürlicher Kampf ums Überleben, kein Massenmord.

Von draußen drang der Klang des Schamanentrommels zu uns. Kurz darauf wurde das Eingangsfell beiseitegeschoben und der Schamane trat mit

seinem Helfer ein. Der alte Mann hatte ein erschöpftes Gesicht und weit geöffnete Augen. Selbst im goldgelben Licht des Feuers war sein Gesicht leichenblass. Er befand sich in einer Art Trance.

„Er hat den Trank der Vision getrunken", flüsterte einer der Männer ängstlich.

Er meinte sicherlich eine Droge, die Visionen hervorruft. So wirkte er jedenfalls auf mich. Als er näher zum Feuer kam, konnte ich ihn besser betrachten. Er trug einen seltsamen Mantel aus schwarzen Federn und hatte mehrere magische Amulette um. Er murmelte Beschwörungsformeln vor sich hin. Seine Bewegungen waren zuckend im Rhythmus der Schläge auf die kleine Trommel. Der Rhythmus beschleunigte sich, bis die Bewegungen des Alten in einen wilden Tanz übergingen. Nach einigen Minuten brach er erschöpft zu Boden. Sein Körper zuckte gelegentlich, und seine Augen waren weit geöffnet. Plötzlich begann er mit rauer Stimme zu sprechen.

„Die Geister der Ahnen haben gesprochen."

Ich sah zu den anderen. Für mich war das ein wenig belustigend, aber als ich die ernsten Gesichter der anwesenden Männer sah, die dem Alten lauschten, wurde ich sofort ernst.

„Der weißhaarige Jäger wurde uns von einem großen Sturm gesandt. Er wird in unserem Dorf leben und wir werden ihn beschützen. Er wird unser Lehrer sein."

Der Alte schrie plötzlich vor Angst auf. Sein ganzer Körper zitterte, als wäre seine letzte Stunde geschlagen.

„Ich sehe eine Kreatur. Es ist zugleich Mensch und Tier. Der Weißhaarige wird gegen die Ungeheuer aus den Sternen kämpfen. Er ist..."

Plötzlich hörte der Alte auf zu sprechen. Er fiel in Ohnmacht. Die Dosis der halluzinogenen Droge, die körperliche Erschöpfung und der psychische Schock hatten ihn völlig überwältigt.

Ein Helfer rief einige Frauen, und sie trugen den Alten aus dem Zelt. Als das Eingangsfell beiseitegeschoben wurde, bemerkte ich, dass viele Frauen und jüngere Männer sich an die Wände des Häuptlingshauses gedrängt hatten und versuchten, zuzuhören. Neugier ist anscheinend ein fester Bestandteil der menschlichen Natur.

„Armer Alter“, sagte jemand. „Der Trank der Vision ist gefährlich stark, und der Alte hätte daran sterben können. Er hat ihn schon seit Jahren nicht mehr genommen.“

Die Männer im Raum diskutierten leise miteinander und man spürte ihre Bewegtheit.

„Ihr habt die Stimmen der Geister gehört“, sagte der Häuptling. „Dieser Mann wird bei uns bleiben. Da unsere Bräuche es uns verbieten, fremde Männer in unsere Häuser aufzunehmen, wird er getrennt von seiner Frau leben. Er wird ein Zelt neben dem des Schamanen haben. Heute Nacht wird er zum letzten Mal im Zelt des Schamanen schlafen.“

Die Männer brummten zustimmend und begannen sich allmählich zu zerstreuen. Die Beratung war beendet.

„Wartet, haltet ein! Ich habe doch gar keine Frau!“, rief ich aus.

Der Häuptling sah mich verwundert an.

„Anné ist deine Frau. Sie hat es mir selbst gesagt, als wir euch fanden. Und jetzt geh. Kehre ins Zelt des Schamanen zurück. Deine Sachen kannst du mitnehmen.“

Er schickte mich fort. Ich war wirklich verwirrt. Anné war eine schöne junge Frau. Sie war schlank und kräftig gebaut. Ihre zarten Brüste und ihr runder Hintern hatten wahrscheinlich schon manchen Mann angezogen. Ihr braunes Haar reichte bis zu den Schulterblättern und war entweder mit einem Hornkamm befestigt oder geflochten. Auch ihr Gesicht war hübsch mit symmetrischen Zügen, die oft von einem angenehmen Lächeln verschönert wurden.

Ich bin ein gewöhnlicher Mensch und ein gewöhnlicher Mann. Natürlich hatte ich schon mehrmals Gedanken an sie. Und außerdem war ich Tausende von Jahren von meiner Frau entfernt. In dieser Zeit war ich nicht in der Lage, das Zeitentor zu finden, wenn es hier überhaupt eines gab, so dass es unwahrscheinlich war, dass ich jemals zurückkehren würde. Mein Kopf schwirrte. Wie sollte ich mich jetzt verhalten? Und warum hatte Anné ihrem Vater gesagt, dass ich ihr Mann sei?

Der alte Schamane kam nicht mehr zu sich. Sein müdes Herz schlug schwach, und sein Atem war fast unmerklich. Dieser Mann starb. Sein junger Helfer würde bald seine Pflichten übernehmen. Es blieb nur zu hoffen, dass der Alte ihm genug beigebracht hatte, um dem Stamm nützlich zu sein.

„Er hat etwas gesehen, das seinen Geist verbrannt hat", sagte der zukünftige Schamane.

Ich sah ihn fragend an.

„Was meinst du damit?"

„Diese Kreaturen. Menschen verbunden mit Tieren. Das waren keine bloßen Symbole. Sie sind echt."

Ich verstand überhaupt nicht, worauf er hinauswollte. Und ich war sehr müde. Ich zuckte nur mit den Schultern und legte mich zum letzten Mal auf mein Lager. Hunderte von Gedanken wirbelten durch meinen Kopf. Meine Reisen durch die Zeit, der Kampf gegen die Römischen Legionen, der Aufstand gegen ein alternatives Nazi-Deutschland. Und dann diese Welt, so anders als alle vorherigen. Dann gab es Ivone, meine Frau aus einer anderen Zeit. Und Anné, meine angebliche Frau hier.

Kapitel 6.

Am Morgen weckte mich das Weinen einer Frau. Der alte Schamane war in der Nacht gestorben, und erst vor kurzem fand ihn sein Gehilfe, der nun zum Stammesschamanen wurde. Sie wickelten den Körper des alten Mannes in Hirschleder, sodass sein Gesicht sichtbar blieb. Die ganze Gemeinschaft nahm an der Beerdigung teil. Einige Männer trugen den eingewickelten Körper.

Wir verließen die Siedlung und stiegen einen sanften Hügel hinauf. Der Pfad hier war kaum zu erkennen, als ob schon lange kein Mensch mehr hier entlanggegangen wäre. Wir kamen zu einer Höhle am Fuße des Hügels.

„Dies ist die Begräbnisstätte der Schamanen", erklärte mir jemand.

Der Eingang zur Höhle war ziemlich niedrig, sodass ich mich beim Betreten bücken musste. Innen war der Raum jedoch ziemlich weitläufig mit einer hohen Decke. Es erinnerte mich ein wenig an eine Kathedrale, wie ich sie aus dem 20. Jahrhundert kannte. Riesige Stalaktiten, die über Tausende von Jahren entstanden waren, hingen von der Decke oder wuchsen aus dem Boden. Viele davon waren von oben bis unten verbunden und ergänzten den Eindruck mit ihrer Ähnlichkeit zu Kirchensäulen. Entlang der Wände waren mehrere Haufen dunkler Farbe abgelegt. Es gab nicht viel Licht hier, und so erkannte ich zunächst nicht, worum es sich handelte. Dann wurde es mir klar. Es waren die Körper der Vorgänger des Schamanen. Über jedem von ihnen gab es einige Zeichnungen, die das Leben des Stammes während des Lebens des Schamanen darstellten. Es gab Darstellungen von Jagden, aber auch blutige Stammeskämpfe. Ich stieß auch auf bizarre Bilder von Tieren erstaunlicher Größe. Zumindest wenn ich davon ausgehen konnte, dass die Zeichnung eines Menschen neben dem Tier dazu diente, seine Größe auszudrücken. Über der Ruhestätte des gerade verstorbenen Schamanen gab es auch Zeichnungen. Unter den letzten davon war ein großer Mann mit weißen Haaren. Über ihm wurde der Vollmond und eine hochstehende, stark leuchtende Sonne dargestellt. Das sollte wohl die Periode beschreiben, in der ich ankam. Meine eigene Figur war in einem Sturm und Blitzen gehüllt. Unter meinen Füßen lagen getötete Bärenmenschen. In meiner Hand hielt ich einen Bogen, und der aufgesetzte Pfeil hatte eine gelbe Spitze.

Die Höhle diente offensichtlich auch als Geschichtsbuch für die Schamanen oder als eine Art Gedächtnis des Stammes.

Der neue Schamane hörte schließlich auf, Formeln für die Reise des Toten zu den Vorfahren zu rezitieren und entfernte sich. Die Menschen kamen respektvoll heran und legten kleine Geschenke neben den toten Körper. Knochen, Geweih oder kleine Steinfiguren grober Formen. Einer von ihnen legte einen Bündel getrockneter Kräuter auf seine Brust.

Ich selbst entschied mich, aus Dankbarkeit für seine Fürsorge, etwas zu geben. Ich zog einen meiner Pfeile aus dem Köcher und legte ihn neben den eingewickelten Körper.

„Mögen die Geister dich beschützen", sagte ich und trat zurück, um den anderen Platz zu machen.

Der junge Schamane vollendete gerade die neueste Zeichnung, die nahtlos an die vorherigen anknüpfte. Sie zeigte einen Mann mit weißen Haaren zusammen mit vielen Einheimischen. Sie jagten eine Herde wilder Auerochsen, und viele hielten Bögen in den Händen. Einige der Tiere, die von Pfeilen getroffen wurden, lagen am Boden, andere rannten um ihr Leben davon.

Als mein Blick die letzte Zeichnung erreichte, erstarrte ich. Derselbe weißhaarige Mann kämpfte gegen ein Monster. Es war gleichzeitig Mensch und Tier. Das tierische Ungeheuer stürzte sich heftig auf ihn. Über ihnen schwebte ein Gebäude, wie ich es nennen möchte, von fantastischer Form. Lichtstrahlen hinter dem Gebäude führten bis zu den Sternen.

„Was ist das?", brachte ich mühsam hervor.

„Das ist die letzte Vision des Schamanen. Die meisten Schamanen sterben nach dem Trinken des Visionstranks, und ihre letzten Visionen zeichnen wir als Prophezeiungen für die Zukunft auf", erklärte mir der neue Schamane.

„Wie? Wie bist du auf diese Tiere gekommen? Und auf diese Formen?", fragte ich und deutete auf das Gebäude.

„Ich hatte einen Traum. Der alte Schamane führte mich auf einen hohen Berg. Von dort zeigte er mir diese Dinge und bat mich, sie in Stein zu meißeln."

Ungläubig schüttelte ich den Kopf. Es ergab für mich wenig Sinn. Oder ich zögerte eher, es zu glauben. Ich hatte bereits früher mystische Phänomene

erlebt, aber ehrlich gesagt mochte ich sie nicht. Ich war es gewohnt, mich nur auf mich selbst zu verlassen. Auf meine Instinkte, meine Kraft und meine Waffen. Diese mystischen Angelegenheiten verwirrten mich ziemlich.

Als der Schamane den Ausdruck in meinem Gesicht sah, bedeutete er mir, ihm zu folgen. Er führte mich zum entfernten Ende der Höhle und beleuchtete alte Zeichnungen mit der Flamme einer Fackel. Sie waren sichtbar von der Zeit beschädigt, aber ich konnte dennoch Tiermenschen und seltsame Kugeln, oder eher Bänke und Drähte erkennen. Das Ganze war eigenartig und erinnerte an ein futuristisches Labor.

„Von hier kam einer unserer ersten Schamanen", sagte er geheimnisvoll und ließ mich allein.

Die Beerdigung war vorbei, und alle kehrten zu ihren üblichen Tätigkeiten zurück. Der Häuptling wählte einen Platz für meine zukünftige Unterkunft aus. Gestampfter Lehm diente als Boden. Er brachte auch einige Männer mit, die mir helfen sollten, das Zelt zu bauen. Sie brachten lange Stangen mit, die als Gerüst des zukünftigen Heims dienen sollten. Sie waren etwa vier Meter lang und hatten einen Durchmesser von etwa sechs Zentimetern. Nachdem sie teilweise in den Boden eingelassen waren, wurden sie oben gekreuzt und mit Lederriemen verbunden. Dann wurde die Konstruktion von unten nach oben mit verbundenen Tierhäuten verkleidet. Sie achteten darauf, dass die obere Haut den Rand der unteren um mindestens zwei Handbreiten überlappte. Oben in der Spitze des Zeltes gab es eine kleine Öffnung für den entweichenden Rauch. An der Verbindungsstelle der Stangen lag eine Art Lederkappe, damit es durch die Rauchöffnung nicht hineinregnete. Innen gab es ein kleines Feuer und eine flauschige Haut zum Schlafen.

Am Nachmittag war der Bau fertig, und ich konnte einziehen. Da ich fast nichts hatte, war es nicht gerade schwer. Ich verteilte meine paar Sachen an der Wand, und das war's. Nach kurzem Zögern steckte ich mir doch ein Messer und eine kleine Axt in den Gürtel. Es war eine langjährige Gewohnheit, und mein Lehrer Tork hatte mir oft gesagt, dass ich keinen Schritt ohne Waffen gehen sollte. Ich trat vor das Zelt.

Anné hatte gerade ein raffiniertes Feuer fertiggestellt und setzte einen Stein mit einer tiefen Vertiefung zum Kochen von flüssigen Speisen und

einen flachen Stein zum Braten von Fleisch ein. Sie hob den Blick zu mir und lächelte nervös.

In letzter Zeit schien sie mir etwas aus dem Weg zu gehen. Ich selbst hatte noch keine klare Vorstellung davon, wie ich mit dieser Situation umgehen sollte.

„Anné", sprach ich sie an.

Sie hörte kurz auf zu arbeiten und sah mich etwas nervös an. Dann konzentrierte sie sich wieder auf ihre Arbeit, aber ihre Bewegungen waren steif.

„Warum hast du deinem Vater gesagt, dass ich dein Mann bin?", fragte ich leise und hockte mich zu ihr.

Sie schaute mich nicht an, sondern richtete stattdessen intensiv den flachen Stein.

„Ich musste es tun", sagte sie plötzlich, „sonst hätten sie dich dort liegen lassen."

Dann hob sie ihren Blick und sah mir direkt in die Augen. Sie atmete tief durch und fuhr mit festerer Stimme fort: „Ich sagte es auch aus einem anderen Grund."

„Fahr fort", ermutigte ich sie, als sie wieder schwieg.

„Du hast mich gerettet. Du hast dich um mich gekümmert und mich weiterhin beschützt. Und dann, als du dort im Fieber lagst, gefangen von den bösen Geistern der Waffen der Bärenmenschen, hatte ich schreckliche Angst um dich. Ich fürchtete, ich könnte dich nicht vor den Wölfen schützen, dass das Fieber dich töten würde, dass..."

Plötzlich begann sie so heftig zu weinen, dass es mir selbst das Herz zusammenschnürte. In ihrem Blick lag so viel zurückgehaltene Emotion, dass es auch mich nicht kaltlassen konnte. Ich war schon lange kein Junge mehr und hatte genug Erfahrungen mit Frauen. Und ich musste kein großer Kenner sein, um zu verstehen, was vor sich ging. Ich umarmte sie um die Schultern und drückte sie fest an mich, um sie etwas zu beruhigen.

„Aber wenn du mich nicht willst", sagte sie zwischen Schluchzern, „kannst du dir eine andere Frau aus unserem Dorf oder sogar eine völlig Fremde aussuchen. Es ist entschieden, du kannst hier bleiben. Du brauchst mich nicht mehr dafür." Sie begann wieder zu weinen.

„Dummkopf“, beruhigte ich sie, „so ist es doch nicht. Gemeinsame Erlebnisse haben uns verbunden. Und auch du bist mir nicht gleichgültig.“

Sanft hob ich sie vom Boden auf und führte sie in das Zelt. Langsam legte ich sie auf das Fellbett. Auf die ersten Küsse reagierte sie überrascht, aber sie fing sich schnell. Ich küsste ihren Hals entlang. Nach und nach zog ich ihr die Kleider aus und zog mich ebenfalls aus. Ich hatte keine große, eigentlich gar keine Erfahrung mit Jungfrauen, also wollte ich es nicht überstürzen. Als ich ihre Brüste streichelte und langsam mit der Hand über ihren Körper fuhr, ergriff uns beide die Erregung. Anné war noch etwas angespannt, aber ihr Körper begann schon auf meine Berührungen zu reagieren. Die Vereinigung kam von selbst und natürlich. Anné zitterte, als sie den leichten Schmerz spürte, aber dann war es vorbei. Gemeinsam stürzten wir uns in einen Strudel der Leidenschaft.

In der Nacht liebten wir uns mehrmals und verließen das Zelt bis zum nächsten Tag nicht. Unsere ersten Liebesspiele waren unersättlich, gingen aber allmählich in gegenseitiges Kennenlernen über.

Ich wurde vom Kitzeln von Annés Haaren auf meinem Gesicht geweckt. Sie hatte sich im Schlaf an mich geschmiegt. Sie war wirklich wunderschön. Ich warf alle Gewissensbisse über Bord und rüttelte sie sanft.

„Aufstehen, Frau“, sagte ich, als sie verschlafen die Augen öffnete.

Das Liebesspiel am Morgen war nicht so wild, aber es riss uns wieder in die Leidenschaft. Dann lagen wir noch eine Weile im Arm und genossen die angenehmen Momente. Geräusche von draußen verrieten uns, dass es Zeit war aufzustehen und sich ins alltägliche Leben einzufügen.

„Peter“, sprach sie mich an, während wir uns anzogen.

„Ja?“

„Weißt du, ich möchte dir etwas Wichtiges sagen. Die älteren Frauen haben mich darauf vorbereitet. Ich hatte Angst, dass du grob sein würdest und dass es sehr wehtun würde.“

„Nun, ich habe versucht, es für dich schön zu machen“, sagte ich lächelnd.

„Es war wunderschön. Ich hätte es mir nicht einmal vorstellen können“, sagte sie ehrlich und fuhr fort: „Unsere Männer sind anders. Sie lieben ihre Frauen, aber beim Paaren verhalten sie sich rau und gewalttätig. Sie kümmern sich nicht allzu sehr um die Gefühle der Frau. Zumindest die meisten von ih-

nen. Ich weiß nicht, wie ich es den anderen Frauen beschreiben soll. Sie werden wohl denken, dass ich mir das ausdenke."

„Nun, sprich nicht zu viel darüber. Sonst entsteht hier noch eine sexuelle Revolution", zwinkerte ich ihr zu.

Sie sah mich ungläubig an.

„Peter, du bist wirklich außergewöhnlich. Selbst die Worte unserer eigenen Sprache, die dir fremd ist, verwendest und kombinierst du auf eine Weise, die niemandem von uns in den Sinn käme."

„Wie meinst du das?", wollte ich wissen.

„Du hast das Talent der Rede", antwortete sie mit funkelnden Augen. „Du gibst den Worten eine neue Bedeutung. Du drückst dich so farbenfroh aus, ich kann es nicht einmal erklären. Du kannst mit ihnen spielen und einen Menschen verwirren."

„Und das ist erst der Anfang", scherzte ich.

Wir traten aus dem Zelt.

Kapitel 7.

Die Tage vergingen schnell. Ich passte mich vollkommen dem Leben des Dorfes an. Der Tag bestand aus gemeinschaftlichen Aktivitäten, wie bei den Männern hauptsächlich die Jagd und bei den Frauen die Zubereitung von Speisen und die Verarbeitung der gefundenen oder erjagten Nahrung. Der Häuptling bestimmte Männer, die sich um mich kümmern und mich allmählich in die Stammesbräuche einführen sollten. Die Männer hier führten ein ziemlich freies Leben, obwohl es viel gefährlicher war. Neben der Jagd und der Herstellung von Waffen streiften sie eigentlich nur in der Gegend herum, um unser Territorium zu überblicken. Wenn sie einen einsamen Jäger entdeckten, zogen mehrere Männer aus dem Dorf los und verfolgten ihn. Das Ziel war es, den Eindringling zu vertreiben oder, wenn möglich, gleich zu töten. Sie verhielten sich wie echte territoriale Raubtiere.

Ich versuchte, das irgendwie zu verarbeiten, aber mein Geist konnte es nicht aufnehmen. Ich wollte es als Notwendigkeit der Menschen hier verstehen, ihre Ressourcen zu schützen, aber ich konnte mich nicht mit der grundlosen Tötung eines Menschen in Überzahl abfinden. Ich hatte mehrere Gespräche mit dem Häuptling zu diesem Thema, konnte ihm das aber nicht erklären. Meine Meinung über dieses primitive Verhalten änderte sich nicht.

„Das würde Schwäche zeigen", erklärte er mir. „So lehren uns die Bräuche unserer Väter. Wären wir schwach, würden andere Stämme über uns herfallen und uns vernichten. Sie würden unsere Frauen nehmen und unsere Söhne töten."

„Kann man diesen geschlossenen Kreis irgendwie durchbrechen?", fragte ich.

Er sah mich ungläubig an. Obwohl sich ihre ursprüngliche Sprache durch meine Anwesenheit seit meiner Ankunft bereichert hatte, verwendeten sie immer noch nicht gerne komplexere Zusammenhänge.

„Könnt ihr einfach damit aufhören?", fragte ich also erneut.

„Nein, das ist nicht so einfach. Seit den Zeiten unserer Väter hören wir Geschichten vom gegenseitigen Töten zwischen den Stämmen. Du bist selbst bei den Bärenmännern darauf gestoßen. Haben sie nicht sofort versucht, dich zu töten?", erinnerte er mich.

„Ja“, antwortete ich wahrheitsgemäß, und mir lief ein Schauer über den Rücken bei dieser Erinnerung, „aber einer von ihnen hat sein Leben für mich geopfert. Und das will ich nicht vergessen.“

Zu meiner Überraschung nickte er zustimmend. Er kratzte sich am Kopf und sagte: „Manchmal denke ich dasselbe. Weißt du, wir vereinigen uns mit anderen Stämmen nur bei der großen Jagd. Heute erinnert sich niemand mehr, wie diese Freundschaften entstanden sind, aber wenn sich unsere Vorfahren gegenseitig getötet hätten, wären wir heute nicht hier. Ich erkenne, dass Menschen zusammen viel stärker sind. Wenn wir uns vereinen würden, müssten wir uns nicht mehr fürchten, in der Prärie zu jagen. Wir würden alle großen Raubtiere überwinden und die Welt wäre unser.“

„Ich freue mich, dass du meiner Meinung zumindest etwas zugeneigt bist.“

„Das ist nur ein Traum. Selbst Männer aus befreundeten Stämmen würden wir von unserem Territorium vertreiben. Wir vereinigen uns nur kurz, für einige Tage während der Großen Jagd in der Prärie.“

-Das hat keinen Sinn- dachte ich mir- ich muss daran noch arbeiten. Die Zeit wird es zeigen.-

„Peter“, fügte er hinzu, als er meinen Gesichtsausdruck sah, „glaub nicht, dass mich das freut. Viele der Männer, die starben, waren eigentlich nur Jungen auf der Suche nach Frauen. Sie waren keine erfahrenen Jäger und Krieger.“

Er las mich wie ein offenes Buch. In einer Zeit, in der die Sprache noch nicht so blumig war, konnten diese Menschen empathisch viel mehr fühlen und vom Gesicht ablesen, als ich gewohnt war.

„Aber das ist nicht wichtig. Meine Pflicht, unsere Pflicht, ist es, unseren Stamm zu schützen. Der alte Palé erzählte mir, dass zehn Tage Reise in Richtung der aufgehenden Sonne ein mächtiger Stamm lebt. Diese fangen Menschen in der ganzen Gegend und opfern sie ihren Geistern. Wenn sie gefangen werden, sterben sie nicht sofort. Sie veranstalten Festessen, bei denen sie das Fleisch der Geopferten verzehren. Denkst du immer noch, dass wir uns wie wilde Tiere verhalten?“

„Nun, im Vergleich zum Kannibalismus wirkt ihr tatsächlich weniger wild. Aber das ist nur der Unterschied zwischen Schwarz und Grau“,

Vážení čtenáři, právě jste dočetli ukázku z knihy ***Verloren in der Zeit: Der Ursprung des Menschen***
.
Pokud se Vám ukázka líbila, na našem webu si můžete zakoupit celou knihu.